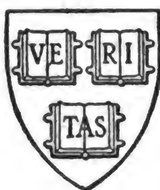
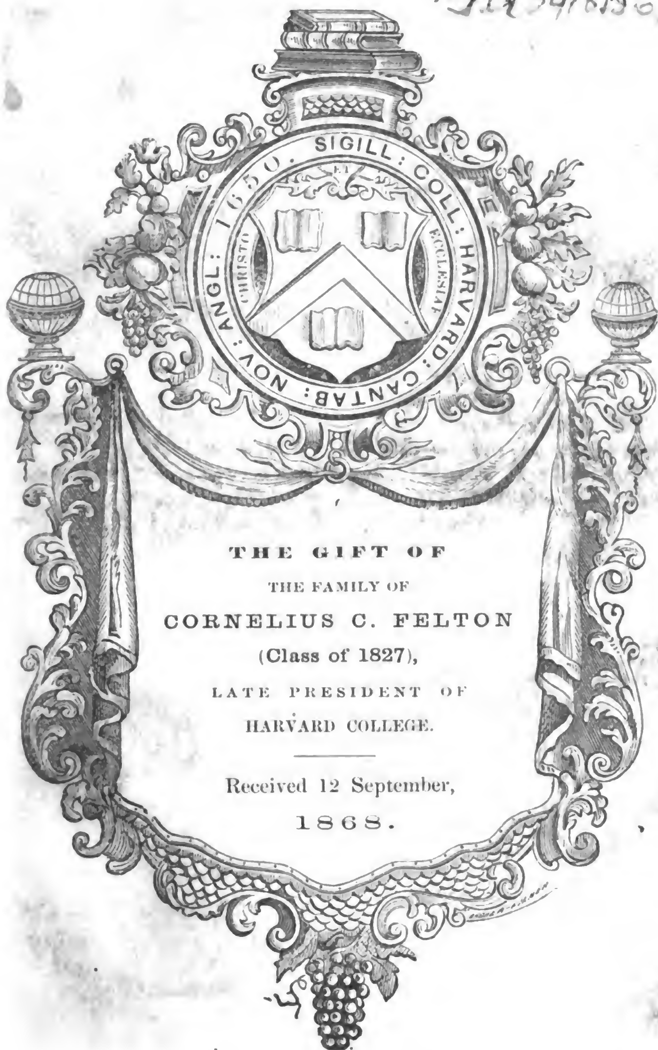

WIDENER LIBRARY
HX 3GAD 6






SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ECCLESIAE
THE GIFT OF
THE FAMILY OF
CORNELIUS C. FELTON
(Class of 1827),
LATE PRESIDENT OF
HARVARD COLLEGE.
Received 12 September,
1868.

Was zunächst den **Inhalt** dieser **Reise-Bibliothek** betrifft, so wird besonders darauf gesehen werden, daß die zur Aufnahme in dieselbe bestimmten Schriften speciell zur Lectüre für Reisende geeignet, zugleich aber von so dauerndem Werthe sind, daß sie ein Aufbewahren auch nach der Reise verdienen. Ferner wird auf die sehr verschiedenen Bedürfnisse der Reisenden Rücksicht genommen werden: es wird ebensowol für Unterhaltung als für Belehrung, für Ernstes wie für Erheiterndes gesorgt sein.

Aus diesen Rücksichten wird die **Reise-Bibliothek** in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, wovon die erstere **Reisebücher** in speciellerm Sinne, die zweite Schriften **belehrenden und unterhaltenden Charakters** umfaßt.

Was wird jeden Reisenden zunächst interessiren? Doch wol das Land, das er eben durchreist. An eigentlichen Reisehandbüchern ist auch in Deutschland kein Mangel und diese werden daher zunächst wenigstens von dem Plan des Unternehmens ausgeschlossen sein. Allein der gebildete Reisende verlangt gewiß mehr, als derartige „Führer" ihm bieten können. Er möchte das Land, das er besucht, näher kennen lernen, über seine Geschichte, seinen Charakter etwas hören. Deshalb sollen in unsern **Reisebüchern** vor allem Schilderungen und Charakteristiken der von den verschiedenen Routen durchschnittenen oder berührten Gegenden und Ortschaften Deutschlands, ihrer Bevölkerungen, Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen gegeben werden. Solche topographisch-ethnographische Schilderungen können, ohne in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise in vielen Fällen gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten oder als Vorbereitung zu einer Reise benutzt werden; und auch nach derselben sollen sie als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte Werth behalten. Durch **Karten** und **Pläne** soll, wo es nöthig ist, der Inhalt dieser **Reisebücher** erläutert werden.

Die zweite Hauptabtheilung der **Reise-Bibliothek** wird Schriften **belehrenden und unterhaltenden Charakters** umfassen, also solche, die, ohne specielle „Reisebücher" zu sein, nur im Allgemeinen zur Unterhaltung der Reisenden dienen sollen. Diese Schriften werden, nach den verschiedenen Neigungen und Ansprüchen der Reisenden, theils belehrende, theils blos angenehm unterhaltende sein. Dahin gehören zunächst Novellen und Erzählungen aller Art, selbst einzelne poetische Werke. Dann aber auch populär-wissenschaftliche, namentlich naturwissenschaftliche, ferner biographische, historische, culturhistorische, criminalgeschichtliche, kriegs- und zeitgeschichtliche Schriften, kurz solche, deren Gegenstände in ethnographischer, sittengeschichtlicher oder psychologischer Hinsicht von Bedeutung sind und mit dem wirklichen Leben, besonders mit dem Leben des Tages, im Zusammenhang stehen. Die Schriften werden in der Regel speciell für die **Reise-Bibliothek** verfaßt; doch soll die Mittheilung älterer gediegener Schriften dieses Gebiets nicht ausgeschlossen sein.

Besonders glaubt die Verlagshandlung noch hervorheben zu müssen, daß das deutsche Publicum in beiden Hauptabtheilungen der Reise-Bibliothek wesentlich nur **Originalschriften ausgezeichneter deutscher Schriftsteller** von wirklichem literarischen Werthe zu erwarten hat. Die Auffoderung der Verlagshandlung, sich bei ihrer Reise-Bibliothek durch Beiträge zu betheiligen, ist zu ihrer Freude von einer Reihe der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands sehr beifällig aufgenommen worden. Die am Schlusse dieses Bändchens verzeichneten Namen der Schriftsteller, welche Schriften für die Reise-Bibliothek zugesagt oder dieselben zum Theil schon ausgearbeitet haben, sind dem deutschen Publicum eine Gewähr, daß es Tüchtiges von dem Unternehmen zu erwarten hat.

Die bereits erschienenen oder zunächst rasch hintereinander erscheinenden Bändchen der Reise-Bibliothek sind am Schluß dieses Bändchens verzeichnet.

Neben dem Inhalt ist bei Schriften, die zum Gebrauch auf der Reise bestimmt sind, die **Form**, das Aeußere, von besonderer Wichtigkeit. Die Verlagshandlung hat deshalb bei ihrer Reise-Bibliothek zunächst für ein **handliches Format** Sorge getragen, dann für **deutlichen, die Augen nicht anstrengenden Druck** und für **weißes Papier;** endlich auch dafür, daß die Bücher mit **festem Umschlag** (in gelbem Papier) versehen und **bereits beschnitten** sind. Der **Umfang** wird in der Regel 8—12 Bogen betragen und der **Preis** ist für jedes solches Bändchen auf 10 Silbergroschen festgesetzt.

Für den **Vertrieb** der Reise-Bibliothek sind von der Verlagshandlung die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen oder angebahnt worden: sie hofft, daß die Directionen der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften ihr sowie den betreffenden Sortimentshandlungen freundlich entgegenkommen werden, damit das Publicum die Reise-Bibliothek gleich auf den Bahnhöfen und an den Hauptstationen kaufen kann, wie dies bereits in andern Ländern stattfindet.

Schließlich macht die Verlagshandlung noch darauf aufmerksam, daß sie sich auch mit der Herausgabe von mehren für das reisende Publicum bestimmten **kartographischen Werken** beschäftigt, namentlich mit **Städteplänen, Eisenbahnkarten** für alle Eisenbahnrouten Deutschlands, **Flußkarten** ꝛc., nebst Angabe der Abfahrtsstunden, Gasthöfe u. s. w., woraus sich zuletzt ein praktischer **Reise-Atlas** für ganz Deutschland gestalten wird. Diese kartographischen Werke werden eine wesentliche Ergänzung der Reise-Bibliothek bilden.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Von

Minden nach Köln.

Schilderungen und Geschichten.

Von

Levin Schücking.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1

Minden. — Geschichtliches. — Die Schlacht von 1759. — Lord G. Sackville und sein Whim. — Der Dom. — Georg von der Holle. — Die Krüger'sche Gemäldesammlung. — Die Porta Westphalica. — Rehme. — Bad Deynhausen. — Der tiefste aller artesischen Brunnen. — Herford. — Das Münster. — Die Abtei. — Zerstörte Kunstwerke. — Die Schale des Afrikanerkönigs. — Die Vision.

Den reisenden Leser, den wir uns von Osten, aus Niedersachsen, herüberkommend denken und der sich von uns will erzählen lassen von Land und Leuten „hinter den Bergen", die vor seinen westwärts gerichteten Blicken liegen, empfangen wir vor dem Thore unsers Gebiets — vor der Porta Westphalica. Ihn hat das Dampfroß an die Weser gebracht, gerade der Stelle gegenüber, wo am andern, linken Ufer **Minden** liegt. Die Eisenbahn zwar läßt sich nicht hinüberlocken in die „Stadt, die von Minne ihren Namen hat", und läuft noch eine Strecke weit am rechten Weserufer hinauf, bis sie bei Rehme sich kühn über den Strom schwingt. Aber Minden ist eine der bedeutendsten Städte, welche wir auf der gemeinsamen Fahrt durch die Gaue der „rothen Erde" berühren werden, und unsere Aufgabe beginnt also mit ihr.

Das alte Minden ist um seiner freundlichen Lage an der Weser willen berühmt, die Stadt selbst aber ist keineswegs schön; sie ist enge und winkelig zusammengebaut. Die starken Befestigungen hindern sie an aller Entwickelung zu einem „erweiterten Dasein“ und jener Ausdehnung in freundlich helle, mit Gartengebüsch und grüner Natur durchsetzte Vorstadtanlagen, die sich heutzutage um alle größern Städte bilden, welche nicht das Glück haben von dem modernen Staatsleben in so bevorzugten Schutz genommen zu sein, wie eine preußische Festung es wird. Minden ist in neuester Zeit mehrmals in Beziehungen genannt, welche darauf hindeuten, daß man solche Bevorzugung hier dankbar durch patriotischen Eifer anerkennt. Das bekannte Organ einer „kleinen aber mächtigen Partei“ hat hier eine Filiale in der „Patriotischen Zeitung“, die einen nicht unbedeutenden Aufschwung nehmen soll. Beachtenswerth ist dabei freilich, daß die Bestrebungen dieser Richtung, die Westfalen zum Gegenstand ihrer Wirksamkeit erkoren, sich in die einzige Festung, welche das Land besitzt, zu werfen für gut gefunden haben!

Minden ist eine der alten Bisthumsstiftungen Karl's des Großen, die man an das Jahr 780, besser wol an 803 knüpft. Der Dom soll gegründet sein an der Stelle eines Schlosses des alten Sachsenherzogs Wittekind — doch spricht für diese Annahme auch nicht ein einziges weiteres Moment als eben die Sage; den Historikern vom Fach scheint im Gegentheil die Sache sehr unwahrscheinlich, und so wäre denn, wie der Kathedrale das altsächsische Fundament, auch der schönen Ballade Platen's:

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?

Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise —
Das ist der Sachse Wittekind!

die Basis oder wenigstens, insofern sie mit dem Königsborn bei Minden in Beziehung gebracht wird, die locale Anknüpfung entzogen.

Von den alten Bischöfen, denen Karl's des Großen Stiftung zur Hut anvertraut wurde, ist nicht viel zu sagen. Sie errangen die landesfürstliche Gewalt nach dem Sturze Heinrich's des Löwen. Hervorragende Charaktere wie die Kirche von Paderborn in Meinwerk, die von Münster in Otto IV., die von Osnabrück in Benno sie besaß, hatte Minden nicht. Die Residenz der Bischöfe war, wie überall, nicht die Landeshauptstadt, sondern das kleine, ein paar Stunden tiefer an der Weser liegende Petershagen.

Der Westfälische Friede gab das Fürstbisthum Minden an Kurbrandenburg; am 1. Febr. 1650 nahm der Große Kurfürst selbst die Huldigung der Stände des Landes entgegen. Es war eine höchst wünschenswerthe Arrondirung der Territorialbesitzungen, welche Brandenburg bereits in Westfalen aus dem Jülich=Kleve=Bergischen Nachlaß 1609 erworben hatte, des Ravensbergischen, der Grafschaft Mark u. s. w., und umsomehr, als diese wohlhabenden und fruchtbaren Länder sich sehr bald als treue und ergebene Anhänger der neuen Regierung bewiesen; sie lagen wie eine breite protestantische Zone zwischen dem katholischen Süden und dem katholischen Norden Westfalens, und mit um so lebhaftern Sympathien schlossen sie sich an die stärkste Macht ihrer Confession in Deutschland an.

Als militärischer Punkt wird die Stadt Minden immer eine große Wichtigkeit haben; sie deckt die Straße vom Rhein her nach den Elbgegenden und den niedersächsischen Gebieten,

gerade da wo die Weserscharte jener Straße eine unabweichbare Richtung gegeben hat. Der seit 1816 begonnene Ausbau der Festung wird die Stadt deshalb eine wichtige Rolle spielen lassen in einem Kampfe, in welchem der Westen mit dem deutschen Osten zusammenstoßen sollte. Bereits einmal erfolgte ein solcher blutiger Zusammenstoß unter den Mauern von Minden — es war im Jahre 1759. Herzog Ferdinand von Braunschweig war es, der am 1. Aug. jenes Jahres mit einem Heere von 40,000 Mann verbündeter Truppen: Preußen, Hannoveraner und Engländer, auf dem linken Weserufer von Norden heraufziehend, den französischen Marschall Contades zwischen Minden und Petershagen zu einer mörderischen Schlacht zwang, in welcher die 85,000 Mann starken Franzosen, die Minden dazu noch als Stützpunkt in ihrem Rücken hatten, vollständig geworfen wurden. Die französischen Regimenter wären dem Untergange kaum entgangen, wenn nicht die Treulosigkeit des englischen Generals Lord George Sackville gewesen wäre, der die Reiterei der Verbündeten anführte. Herzog Ferdinand gab ihm drei mal den Befehl vorzugehen und mit seinen Regimentern auf die in Unordnung fliehenden Feinde einzuhauen; aber Mylord, obwol er den Befehl durch Engländer überbracht erhalten, behauptete ihn aus Unkunde der deutschen Sprache nicht zu verstehen und rührte sich nicht. Lord George mußte später freilich seinen Whim bitter büßen: er wurde dafür durch ein englisches Kriegsgericht cassirt. Der Verlust der Franzosen bestand aus 8000 Mann an diesem Tage, der dem Herzog von Braunschweig so großen Ruhm brachte und zu den glänzendsten des Jahrhunderts gezählt wurde.

Zu den architektonischen Merkwürdigkeiten der Stadt gehört ihre Weserbrücke und die alte Domkirche.

Der Dom ist ein stattliches Gebäude, wenn auch kleiner

als die Kathedralen zu Münster und Paderborn; der alt-romanische Thurmbau ist plump und wirklich großartig schmucklos; er stammt wahrscheinlich aus den Jahren 1062—72; ebenso sind die östlichen Bautheile romanischen Stils, und mitten zwischen sie hinein ist das gothische Langhaus geschoben; dieses bildet eine Hallenkirche, d. h. es hat drei Schiffe von gleicher Höhe, mit hoch und kühn ansteigenden Kreuzgewölben; von besonderer und ganz seltener Schönheit sind jedoch die Constructionen der Fenster mit ihrer bewundernswerthen Mannichfaltigkeit der Erfindung, die schwerlich irgendwo übertroffen sind. Im Schatze des Doms zeigt man ein Reliquiarium von schöner Ausführung in romanischem Stil und ein beachtenswerthes silbernes Crucifix aus spätgothischer Zeit mit Relieffiguren, die dem 16. Jahrhundert anzugehören scheinen. In der Mitte des Kreuzes prangt ein großer Sardonyx mit dem erhaben geschnittenen Bildnisse eines römischen Kaisers, eine Arbeit von classischer Schönheit. Der Stein hat vier Zoll im Durchmesser, und ist einst der Gegenstand einer ausführlichen Dissertation geworden. Der gelehrte Ekkard nämlich kam, durch den Vergleich der Gemme mit einem andern ähnlichen, in einem Werke des Claude Francis Menestrier abgebildeten Kopf und gestützt auf die Beschreibung Eginhard's, auf die Idee, daß hier ein genuines Abbild Karl's des Großen vorliege, und wie denn bei diesen gelehrten Herren sehr oft eine kleine Idee zu einem großen Buche ausreichte, so schrieb er für die pariser Akademie die Abhandlung: „De imaginibus Caroli Magni“ (Lüneburg 1719, 4.). Er ruft entzückt darin aus: „Gaudeamus igitur tandem aliquando Caroli Magni juvenis imaginem in gemma apud Mindenses repertam.“ Daß die Karolingische Zeit nirgends anderswo Spuren großer und hervorragender Begabung in der Steinschneidekunst hinterlassen, hat der gelehrte Mann dabei übersehen.

Die zwei andern größern Kirchen Mindens sind nach dem Muster der Kathedrale erbaut; die Marienkirche enthält ein geschichtlich merkwürdiges Epitaphium, das des streitbaren Ritters Georg von der Holle, des westfälischen Sickingen, wie Herr von Ledebur, der bekannte westfälische Geschichtsforscher, ihn nennt. Ritter Georg's kriegerische Thätigkeit fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts und seine Thaten, von denen das Epitaphium sagt, daß sie

Complecti hac tabula singula nemo potest,

sollen noch im Munde des Volks in der Gegend von Minden leben. Hauptsächlich knüpfen sich seine Leistungen an seinen Dienst unter König Philipp von Spanien im Kriege wider Frankreich 1557, und im dänischen Heere wider Schweden 1563. Die Familie, welcher der tapfere Condottiere angehörte, hat sich übrigens seit je durch ihre von den benachbarten Zeitgenossen wol weniger als von den bewundernden Enkeln gepriesene Fehde- und Raublust ausgezeichnet; sie gehört ursprünglich Niedersachsen an, und dort war lange das Sprichwort gäng und gäbe:

Halt zum Freunde Münchhausen, Holle und Halle,
So behältst du deine Kuh im Stalle.

Eine Hauptmerkwürdigkeit von Minden war noch vor kurzer Zeit die Gemäldesammlung des dort wohnenden Regierungsraths Krüger. Sie enthielt nämlich die bedeutendsten Ueberreste, welche von den Werken des großen Künstlers gerettet sind, den man den Liesborner Meister nennt und welcher der hervorragendste Ausdruck der westfälischen mittelalterlichen Kunstschule gewesen ist. Die Hauptarbeit des Meisters war ein großes Altarbild in der Abteikirche zu Liesborn, ausgeführt im Jahre 1465; bei der Aufhebung des Klosters 1807 ist dies Bild mit wahrem Vandalismus zerschnitten und ver-

schleudert worden; die einzelnen Stücke kamen endlich zum größten Theil in den Besitz des Herrn Krüger, der sie ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen wußte und aufs beste restauriren und reinigen ließ. Die charakteristischen Eigenschaften des Meisters sind großartiger Formensinn und höchste Entwickelung des Idealismus. Ihn den deutschen Fra Angelico da Fiesole zu nennen, darin stimmen die Kunstkritiker sämmtlich überein; namentlich haben Schorn, Förster in der „Geschichte der deutschen Kunst" und Lübke in seinem Werk „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen" ihm gerecht zu werden gesucht. Auch ist der Einfluß des Liesborner Meisters vielfach in den Bildern westfälischer Maler, die dem berliner Museum, einzelnen Sammlungen in Münster und Arnsberg oder Kirchen in Westfalen angehören, zu verfolgen. Während durch den Einfluß der beiden van Eyck am Niederrhein der milde Idealismus der altkölnischen Schule in ein realeres Streben überging, das flanderischer Kunstrichtung sich anschloß und mit dieser zugleich immer mehr verflachte, erhielt sich die westfälische Schule die ideale Kunstrichtung, neben dem Fortschritt in Technik und individuellerer Auffassung. Ihr glänzendster Aufschwung aber im Liesborner Meister und einigen Zeitgenossen deutet auf ein unendlich tiefes und zartes Kunstgefühl in dem Volksstamme hin, wo solche Werke entstehen konnten. — Leider ist die Sammlung des Herrn Krüger unlängst verkauft worden und nach England ins Britische Museum gewandert.

Die Köln-Mindener Eisenbahn führt von Minden der Weserscharte zu, wie sie eigentlich heißt, der Porta Westphalica, wie elegantere Redeform sie nennt; wenn diese Bezeichnung: Thor Westfalens, richtig sein soll, so hat man die Weserscharte als eine Art Festungsthor zu nehmen, welches ja immer zur bessern Vertheidigung schief vor den Eingang eines Orts gestellt wird. Sonst wäre die Weserscharte mehr das Thor der

niedersächsischen großen Ebene, in welche hier der Fluß hinaustritt, als das Westfalens. Die Gegend hat allerdings einen großen und anmuthigen Reiz; zur Rechten erhebt sich mit bewaldetem Hang der Wittekindsberg — auch elegante Redeweise, denn der eigentliche Name ist Wedigenstein oder Margarethenkluse — auf der 834 Fuß betragenden Höhe einen zur bessern Umschau errichteten Thurm tragend; links, den Fuß fast bis an die Gewässer des Flusses vorschiebend, liegt der Jakobsberg; den Raum zwischen diesem und dem Flusse füllen die malerisch im Grünen zerstreuten Häuser von Hausberge aus — einst der Sitz des mächtigen Geschlechts der Edlen vom Berge, oder Schalkesberge, welche Schutzvögte der mindenschen Kirche waren und am Ende des 14. Jahrhunderts in Bischof Otto von Minden, dem Letzten des Stammes, erloschen. Die edeln Herren oder Vögte vom Berge hatten sich eine vortreffliche Position ausgesucht; sie hatten sich förmlich à cheval auf den Weserpaß gesetzt; der Jakobsberg trug ihre Veste, das Haus zum Berge, der gegenüberliegende Berg am andern Flußufer ihre feste Burg Wedigenstein. Die Herrschaft fiel nach dem Tode Otto's dem Stift Minden zu.

Die Bahn wendet sich jetzt rechts; jenseit des Flusses erblickt man den südlichen Abhang eines Höhenzugs, den man das Wiehengebirge nennt und der sich nach Nordwesten, nach dem Osnabrückischen hin, in Hügelwellungen verläuft; links dehnt sich ein fruchtbares, fleißig cultivirtes Thal aus, das von der Weser durchströmt wird. Bei Rehme ist der Fluß von der großen Brücke für die Schienenbahn überspannt, und nachdem wir darübergerasselt sind, befinden wir uns auf dem classischen Boden der „rothen Erde“.

Das kleine Rehme ist ein ganz unbedeutendes, an der Mündung der Werre in die Weser liegendes Dorf und hat erst in den letzten zehn Jahren einen Namen durch das in

steigende Aufnahme kommende Bad Oeynhausen erhalten. Dies Bad ist etwa 20 Minuten von Rehme entfernt, bei der Neusalzwerk genannten königlichen Saline. In der Nähe derselben wurde im Jahre 1829 eine Bohrarbeit auf Salz begonnen, welche jetzt eine Tiefe von beinahe 2500 Fuß erreicht und dabei eine so ergiebige und heilkräftige Soolquelle hervorgebracht hat, daß man im Jahre 1845 die Anlage eines Bades begann. Die Geschichte dieser merkwürdigen Bohrarbeit ist für den Geologen sehr interessant. Die Bergmasse, welche die Umgegend von Neusalzwerk bildet, ist ein Flötzgebirge, vom Muschelkalk aufwärts bis zum Jura; was hauptsächlich zutage steht, ist der Keuper, der hier eine wenigstens 1000 Fuß mächtige Gebirgsmasse bildet. Das Bohrloch ist 217 pariser Fuß über dem Nullpunkt des amsterdamer Pegels angesetzt. Im Jahre 1847 war man bereits in eine Tiefe von 2220 Fuß rheinländisch gekommen, also beinahe 2000 Fuß unter das Niveau des Meeres. Alexander von Humboldt bemerkt deshalb im „Kosmos": „Die größte relative (d. h. unter den Meeresspiegel hinabsteigende) Tiefe, welche die Menschen bisher erreicht haben, ist vielleicht das Bohrloch zu Neusalzwerk bei Preußisch-Minden. Der artesische Brunnen von Grenelle bei Paris hat nur 1683 Fuß Tiefe." Nur in China soll diese Tiefe übertroffen sein bei den sogenannten Feuerbrunnen, Ho-tsing, welche man abteuft, um sich Wasserstoffgas zu verschaffen, das zum Salzsieden angewandt wird; bei Tseu-lieu-tsing, „Ort des Immerfließens", soll ein solcher Feuerbrunnen, im Jahre 1812 mit dem Seil gebohrt, 3000 Fuß tief sein.

In Neusalzwerk wurden die ersten aufsteigenden Wasser mit 206 Fuß Tiefe erbohrt; die Masse des Wassers stieg dann bis zu einem Abfluß von 60 Kubikfuß in der Minute; die Temperatur der Soole hob sich dabei bis auf 26 Grad Réaumur.

Der Gehalt an festen Bestandtheilen in der Soole hat sich, in dem Maße wie man weiter eindrang, bis auf $4^1/_2$ Procent vermehrt, und besteht größtentheils aus Kochsalz mit einem bedeutenden Zusatz von salzsaurer Magnesia und schwefelsauren Salzen; dazu kommt ein auffallender Reichthum an Brom. Bei einem Soolabfluß von 60 Kubikfuß in der Minute liefert das Bohrloch jährlich $72^1/_2$ Millionen Pfund Kochsalz. Das Wasser tritt völlig klar zutage, aber eigenthümlicherweise besitzt es eine viel stärkere Strahlenbrechung und farbenzerstreuende Kraft als reines Wasser, sodaß Gegenstände, welche man hineintaucht, die Umrisse stärker verändern und einen Farbenrand bekommen. Wegen des Reichthums an Kohlensäure brodelt das Wasser wie ein weißer siedender Schaum aus dem Loche hervor.

Die Soole zeigte sich, wie gesagt, sehr bald heilkräftig; die Verwaltung beschloß deshalb im Jahre 1844 die Anlage einer Badeanstalt; mit einem Staatsvorschuß von 5000 Thalern wurden die ersten nöthigsten Einrichtungen gemacht, und im Juni 1845 konnte man mit drei Badehäusern die erste Saison eröffnen; und da sich bedeutende Wirkung unzweifelhaft herausstellte, die Preise niedrig waren (24 Bäder im Abonnement 7 Thaler), so strömten bald Gäste von allen Seiten zusammen. Damit stieg denn auch ein ganz neuer Ort wie aus dem Boden empor: neue Badehäuser, Cursaal, Gewächshaus, Gasthöfe, umher eine große Parkanlage u. s. w., und nur die Spielbank fehlt noch zum ganz fashionabeln Curort. Auf eine solche darf man sich freilich keine Hoffnungen machen, da die preußischen Gesetze sie nicht dulden. Dagegen ist der Ausbau des großen Badehauses, mit einer bedeckten Wandelbahn daran, gesichert; im Bereiche des Parks werden eine katholische und eine protestantische Kirche errichtet werden; auch vom Bau eines Theaters ist die Rede, sowie von der

Anlage eines großen Dunstbades. An der Saline Neusalzwerk wird eine Anstalt für kalte Soolbäder errichtet werden, wodurch das Thermalbad seine nöthige Ergänzung erhält. Alle diese Unternehmungen hat der Besuch des Handelsministers von der Heydt im Sommer 1855 in Schwung gebracht. Die Wirksamkeit des Bades ist in einem eminenten Grade erprobt bei allen Formen von Nervenkrankheiten, dann gegen Skrofeln in allen Formen, gegen Rheumatismen, Hautkrankheiten, Arthritiden, Frauenkrankheiten und bei Leiden der Verdauung. Durch vermehrte Ausbildung der Muskeln verändert sich selbst bei Erwachsenen der ganze Habitus des Patienten. Der Geschmack der Soole ist scharf salzig, hinterher herbe eisenhaft.

Die Lage des Bades trägt viel zu seiner Annehmlichkeit und zu seiner Wirksamkeit bei. Die anmuthige Vertheilung von Bergen und Ebenen gibt ihm den doppelten Reiz einer offenen fruchtbaren Landschaft und einer Gebirgsgegend, während sie zugleich vom wohlthätigsten Einfluß auf die klimatische Beschaffenheit ist.

Westfalen ist übrigens nicht allein hier, sondern an vielen andern Stellen überaus reichlich von der gütigen Natur mit Salz versehen. In seinen Salinen und seinen enormen Kohlenlagern hat es Schätze, deren Ausdehnung noch gar nicht zu überschauen ist. Die Salinen liegen von der Weser bei Rehme in südlicher Richtung: Salzuffeln, Salzkotten; dann wendet sich die Linie derselben — Soest, Unna, Werl u. s. w. — ganz westlich dem Rhein zu.

Man hat das neue Bad bei Rehme Bad Oeynhausen, nach dem um das mineralogische Studium so verdienten Berghauptmann von Oeynhausen, genannt. Außer diesem trägt den alten und rühmlichen Namen dieser Familie noch ein Zwillingsbruder, der auf der Grävenburg im Fürstenthum

Paderborn wohnt — ein ausgezeichneter Uebersetzer, wie seine Uebertragung der „Vita nuova" des Dante und eine Uebersetzung der „Perser" und des „Prometheus" von Aeschylus beweist, in welcher letztern vornehmlich sich eine große Virtuosität in der Beherrschung der Sprache und des Versmaßes zeigt.

Von Rehme weiter bleiben wir in demselben hügelreichen und wohlangebauten Landstriche. Die nächste Station der Eisenbahn ist Löhne, wo sich der Schienenweg nach Osnabrück abzweigt.

Dann erreichen wir Herford, die Stadt mit der alten reichsunmittelbaren Frauenabtei. An solchen Frauenstiftern war Westfalen einst auffallend reicher als an großen Männerprälaturen und -klöstern; vielleicht weil für klerikale Gemüther unter den Männern die zahlreichen Domstifter ausreichten, oder auch weil in einem ohnehin schon wesentlich einsiedlerischen Volke das Bedürfniß, Asyle für anachoretisch-contemplative Männercharaktere zu schaffen, nicht so groß war. Die thürmereiche Stadt macht einen sehr freundlichen Eindruck mit ihrer hübschen, von der kleinen Werre durchflossenen wiesenreichen Umgebung, welche außer von dem genannten Flüßchen auch noch von der Aa bewässert wird, die sich hier in die Werre ergießt. Die alte ehemalige Abtei mit ihrem großen Lehnsaal, der einst mit schönen Wandmalereien geschmückt war, liegt im Umkreise des ältesten Stadttheils, nahe bei dem Münster von St.-Pusinna, einem merkwürdigen Gebäude, dessen Größe Urkunde gibt von der Macht und dem Reichthum der alten Stiftung. Das Münster gehört dem Zeitalter des Uebergangs, theilweise einer noch frühern Epoche an und ist im Wesentlichen romanischen Stils. In der Kirche auf dem großen Altar wurden einst die Aebtissinnen inthronisirt; bei dieser feierlichen Gelegenheit öffnete sich dann auch das große, sonst

immer verschlossen bleibende Portal der Westseite. Für die Kunstgeschichte von Interesse ist die Ornamentik an den Knäufen der Pfeiler, welche die Gewölbe des Schiffs tragen; diese Verzierungen stellen die abenteuerlichsten, mitunter sehr obscöne Bildwerke und Verschlingungen dar. In der Höhe über der Kanzel befand sich einst auch eine eigenthümliche Curiosität, die, von unten schwer erkennbar, in der Nähe das Bild einer ganz nackten gebärenden Frau darstellte — ob, wie man behauptet, der Muttergottes, der die Münsterkirche ursprünglich gewidmet war, wollen wir unentschieden lassen; die Darstellung ist bei der letzten Renovation des Münsters beseitigt worden. Bei dieser Renovation im Jahre 1818 hat man denn auch die wiederentdeckten alten Frescomalereien neu übertüncht — die Tünche hat überhaupt in den letzten Jahrhunderten wahre Verheerungen in Westfalen angerichtet; in neuester Zeit deckt man in einer Unzahl von alten Kirchen Reste schöner Wandmalereien auf, so in Soest, Methler, Münster u. s. w. Die große Merkwürdigkeit der herforder Stiftskirche ist aber der Taufstein mit seinen trefflichen Reliefs aus dem 15. Jahrhundert.

Das nahe Abteigebäude dient jetzt zu einer Fabrikanlage. Einst beherbergte es eine Reihe von hochgeborenen Frauen, unter denen Namen von hoher geistiger Auszeichnung sind. Gestiftet um das Jahr 830 von einem frommen Manne, genannt Waltgerus, von dem man weiter nichts weiß als daß er ein Enkel des Geheimschreibers (?) König Wittekind's gewesen, von Ludwig dem Frommen und Ludwig dem Deutschen reich beschenkt, bildete die Mitra von Herford bald ein Ziel des Ehrgeizes für die Töchter der erlauchtesten deutschen Fürstenhäuser. So ist schon 911 Mathildis, die Großmutter jener ausgezeichneten Frau, welche die Gemahlin Kaiser Heinrich's I. war, zu Herford Aebtissin. Die Mutter Otto's des Großen

war ebenfalls lange in Herford. Aus dem vorvorigen Jahrhundert ist besonders der Aebtissin Elisabeth Luise von der Pfalz Erwähnung zu thun, einer der gelehrtesten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, die in öffentlichen Disputationen gegen berühmte Gelehrte in die Schranken trat. Sie war die Tochter des böhmischen Winterkönigs, geboren 1618, und früh schon mit solchem Eifer wissenschaftlichen Studien, insbesondere der Cartesischen Philosophie ergeben, daß sie alle Bewerbungen um ihre Hand, namentlich die des Polenkönigs Wladislaw IV., zurückwies, um sich ihren theuern Büchern nicht entziehen zu müssen. Seit 1667 Aebtissin, starb sie am 11. Febr. 1680 in Herford.

Außerordentlich zu beklagen ist die Vernichtung der Malereien des erwähnten Lehnsaals in der Abtei. Die Aebtissin Elisabeth Luise von der Pfalz hatte sie 1669 erneuern lassen. Es ist noch eine Art notariellen Reverses im Archiv der Abtei vorhanden, worin es heißt, daß die durchlauchtige Frau willens sei, den großen untersten Lehnsaal zu renoviren, und die „an der Wandt stehende abgemahlten alte Bilder an Bapsten und Römischen Kaisern, jedoch an ihrer Statur und Farben ohnverrückt, auch an ihren Schriften, Charakteren und abbreviationibus ungeändert, illuminiren und ernewern zu lassen“. Besonders wird dann ein großes Wandgemälde hervorgehoben, Kaiser Karl IV. darstellend, wie er in Herford im Jahre 1377 eine Streitsache der Aebtissin Hildegundis mit dem Herzog Albert von Sachsen-Lauenburg schlichtet: „in maaßen dasselbe an der Wandt des Sahls historischer Weise in Figuren abgebildet und die abgesprochene Sentenz von Worten zu Worten zusambt vollständigen historischen Bericht ergangener Geschichten beschrieben sich befindet.“ „Damit nun“, heißt es in der Urkunde weiter, „Niemandt in die Gedanken gerathen möchte, ob wollten Ihre Hochfürstliche Durchlaucht die

von Alters her daselbst angemahlte Schrift u. s. w. als eine kundige fürnehme Antiquität verändern oder supprimiren, sondern daß sie dieselbe dem Kammerschreiber (des Stifts) handtreichen lassen, damit sie nach beschehener Illumination mit der ernewerten Schrift und Abbildungen könnte conferirt, auscultirt und darauf ratione concordantiae ein Instrumentum errichtet und solches in das Abtheiliche Archivum reponirt werden." Aus dem darauffolgenden Verzeichniß sehen wir denn, daß Abbildungen vorhanden waren von Papst Gregor, Kaiser Konrad I., Papst Johann, Papst Nikolaus, dem Stifter Waltger, Kaiser Ludwig, Papst Adrian, Kaiser Arnulf, Papst Alexander; nähere Bezeichnungen dieser Namen mit den zu ihnen gehörenden Zahlen fehlen. Dann waren die Wappen der Aebtissinnen von 1404—1649 da.

Diese ganze Pracht von Schildereien ist heute zerstört, wahrscheinlich durch die Aebtissin Johanna Charlotte, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts große bauliche Veränderungen vornehmen ließ. Die übrigen Gemälde, welche die Gemächer der Abtei schmückten und unter denen bedeutende Kunstleistungen gewesen zu sein scheinen, sind verschleudert und verkommen.

Es ist eine wirklich eigenthümliche Erscheinung im Leben beinahe aller europäischen Culturvölker, die doch sonst in steter Entwickelung vorschritten — dieses allgemeine, mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eintretende Aufhören jeglichen Kunstgefühls und historischen Sinnes, das uns so unendliche Verluste an allen Arten von Kunstschätzen gekostet hat! Und dabei ist es seltsam, daß der Vandalismus gerade erst dann recht zu wüthen begann, als der Geist der Gleichgültigkeit, der Verachtung der Kunstbestrebungen der deutschen Vorzeit, welcher sich z. B. so naiv noch in dem Briefe Friedrich's des Großen an den züricher Professor Müller über das Nibelungen-

lied ausspricht — als dieser Geist in unserer Literatur durch die Anregungen, welche Goethe gegeben, schon längst überwunden war. Dieselbe Zeit, die den „Götz von Berlichingen“ hervorbrachte, die den „Fust“ von Stromberg und „Otto von Wittelsbach“ zu ihren Lieblingsdramen zählte und bei der der Ritterroman eine so große Rolle spielte, bei der schon Shakspeare, seit Wieland, sich einzubürgern begonnen hatte — dieselbe Zeit wüthet rücksichtlos gegen die überlieferten Denkmale ihrer nationalen Kunst! — Welche Anomalie!

Unsere Stadt hieß einst Herfordia sacra wegen der großen Anzahl ihrer Kirchen. Beachtenswerth ist die Stiftskirche St.-Johann und Dionys, welche die Kleinode enthält, die 1442 mit der Uebertragung der Gebeine Wittekind's hierhingekommen sind. Darunter war auch die merkwürdige Schale aus grauem, wie es scheint, Serpentinstein, eingefaßt mit stark vergoldetem Kupferrande, an dem die Worte stehen: „Munere tam claro ditat nos Africa raro.“ Die Schale soll das Geschenk eines afrikanischen Königs Namens Visdai an Wittekind sein; auf der Kapsel stehen die Worte zu lesen: „Visdai de Africa rex.“ Es ist eine Art sacro catino, eine Schale, von welcher man sicherlich einst glaubte, daß sie Gift nicht vertrüge, und die deshalb auch nach einer andern Sage von Karl dem Großen an Wittekind geschenkt sein soll, damit dieser des Frankenherrschers aufrichtige Gesinnung erkenne. Sie ist 1840 als Huldigungsgeschenk an den König nach Berlin gekommen.

Außerhalb der Stadt auf einer Höhe liegt dann noch die Stiftskirche zu St.-Marien, eines der schönsten Denkmale des gothischen Stils in Westfalen, mit zierlichstem Laubwerk der Säulencapitäle und trefflichen Glasmalereien. Zehn hochanstrebende Pfeiler tragen das stolzaufsteigende Gewölbe; das Ganze ist eine harmonische, wie aus Einem Guß hervorge-

gangene Schöpfung mittelalterlicher Kunst aus der Zeit ihrer höchsten Blüte. Sie entstand durch ein hier um 1011 gegründetes Frauenstift, dessen Conventualinnen ebenfalls unter der Aebtissin von Herford standen. Die heilige Jungfrau selber, in Gestalt einer Taube erscheinend, sprach das Verlangen aus, hier eine Kirche gegründet zu sehen; der Ast des Baumes, auf welchem das Wunder sich zeigte, ist in dem schönen Tabernakel des Hochaltars der Kirche noch heute zu schauen, ein beschämendes Argument für Alle, welche an der Thatsache Zweifel hegen sollten, und ein jährlicher Markt erhält außerdem das Andenken daran durch seinen Namen — er wird nämlich die „Vision" genannt. Das Stift ist 1810 aufgehoben worden; die herrliche Kirche verlor damit die Quellen zu ihrer Erhaltung, und deshalb beschloß die damalige fremdherrliche Verwaltung kurzweg das Gebäude niederreißen zu lassen. Zum guten Glück setzten sich Pfarrer und Gemeinde dagegen, und es gelang mit Aufopferung der Glocken und eines merkwürdigen großen Leuchters das prachtvolle Bauwerk vor dem Untergange zu retten. Nach der Wiederbesetzung des Landes durch Preußen ward dann auch eine völlige Renovation vorgenommen, und am 18. Juni 1825 ward das fünffache Fest der Wiederherstellung der schönen Kirche, des Jahrestags der Vision, des 500jährigen Jubiläums der Erbauung (1325), des Jahrestags der Schlacht von Waterloo und des 30jährigen Amtsjubiläums des Pfarrherrn in diesem Gotteshause gefeiert!

Die Stadt Herford war ehemals Hanse- und Freie Reichsstadt. Ihre commerzielle Bedeutung konnte jedoch nicht groß sein, weil sie durch ihre Lage keine weitern Vortheile hatte, als auf der Straße aus den Niederlanden nach dem deutschen Osten einen Anhaltpunkt zu bilden — die Vortheile Mindens waren ungleich größer, da das letztere gerade an dem Punkte

sich an die Weser gestellt hatte, wo ungefähr die Mitte dieses Flusses ist, sodaß hier eine natürliche Vermittelung zwischen dem obern und dem untern Stromtheil entstand, wozu noch kam, daß jene erwähnte Straße bei Minden die Weser überschritt. Dagegen ist Herford jetzt industriell sehr thätig, namentlich in der Linnenproduction. Der herforder „Verein für Linnen aus reinem Handgespinnst“ hält der modernen Maschinenarbeit gegenüber die Fahne der alten Art und Weise aufrecht und hat mit seinen Erzeugnissen einen großen Sieg auf der pariser Ausstellung errungen — die erste Preismedaille, die einzige, welche glattes Leinen aus Westfalen erhielt; dabei wurde in Paris Alles verkauft, was der Verein übersandt hatte, ein graues Stück zu dem unerhörten Preise von 700, ein anderes zu 600 Francs. Die Wirksamkeit des Vereins ist von höchster Wichtigkeit für die Beschäftigung der ländlichen Bevölkerung, welche so dicht hier wohnt, daß man (in den Kreisen Herford und Bielefeld) 9000 Einwohner auf der Quadratmeile zählt.

Seit 1647, wo der Kurfürst von Brandenburg Herford einnahm und sich huldigen ließ, gehört die Stadt zu der preußischen Grafschaft Ravensberg und zum Regierungsbezirk Minden.

Und nun sagen wir der vielthürmigen sacra Herfordia Valet und bitten unsere Gefährten, mit uns, wenn auch nur im Geiste, einen Abstecher nach dem nahen Grabe Wittekind's auf dem classischen Boden westfälischer Sagen zu machen.

2.

Enger. — Der Landbau. — Die Hofbesitzer. — Das Grabmal Wittekind's. — Die Wiekingssagen. — Der König als Bettler. — Der Quell zu Bergkirchen. — Der Wettbau zu Enger. — Die alte Stadt. — Die Sattelmeier. — Die wunderbare Buche. — Wieking's Tod. — Des Königs Stiftungen. — Von der Babilonie. — Hengist und Horst.

Enger, wie behauptet wird die alte Hauptstadt des Landes der Angrivarier oder der Engern, liegt etwa zwei Stunden nordwestlich von Herford entfernt. Die grüne Hügelgegend verflacht sich allmälig, der Boden zeigt ämsige Cultur. Zu erkennen ist auch hier, wie die hohen Preise der letzten Jahre überall die Industrie des Bauern aufgestachelt und ihm den Werth von jedem Fußbreit Landes gezeigt haben. So beginnt man z. B. jetzt in Westfalen den schönen alten Wallhecken den Krieg zu machen, um mehr Raum zu Ackerland zu erhalten. Die Physiognomie und vielleicht auch das Klima des Landes muß sich freilich verändern, wenn man so fortfährt aufzuräumen und die charakteristischen „Kämpe" in große, nicht mehr abgehegte Ackerfelder umzuschaffen. Vor allem trifft man auf bedeutende Spuren des Fortschritts in der Wiesencultur. Hier haben die letzten Jahre unsern patriarchalischen

Landmann zu der Entdeckung geführt, daß eine Wiese keineswegs ein Stück Landes sei, von dem man Jahr auf Jahr, ohne alle Bezeugung dankbarer Anerkennung für erhaltene Wohlthaten, immer nur ernten und wieder ernten könne; man beginnt zu begreifen, daß auch eine Wiese wie Alles in der Welt ihre ganz bestimmten Ansprüche mache und Berücksichtigung mit passenden Gegengeschenken verlange. Seitdem sieht man denn auch auf gewöhnlichen Bauergütern Flächen mit der Wasserwage nivelliren, Rieselwiesen mit Hängebau und Ueberstauungen anlegen u. s. w. Als weitere Fortschritte der Cultur beginnen Maschinen, hauptsächlich Dreschmaschinen ihren taktvoll lärmenden Einzug ins Land zu halten. Die Säemaschine ist dagegen noch eine so ziemlich unbekannte Größe — doch wird auch sie mit ihrem goldenen Regen bald das Herz unserer Oekonomen gewinnen; hat doch die Drainröhre es so weit bereits gebracht, sie wird z. B. in der Grafschaft Mark schon viel angewendet. Und so sehen wir denn auch hier den allgemeinen Lauf der Dinge in voller Entwickelung. Mit allen diesen Verbesserungen, welche der große Grundbesitzer — denn dahin ist der westfälische Bauer zu rechnen: ein Besitzer von z. B. 50 magdeburger Morgen Land ist kein voller Bauer, sondern ein Kötter — anwenden kann, dringt der Industrialismus in Das ein, was ihm früher als Gegensatz gegenübergestellt wurde: in den Ackerbau; der Ackerbau wird auch zur Fabrik mit allen gewöhnlichen Folgen des Industrialismus. Dagegen entwickelt sich aus den alten Hofbesitzern und „Schulzen" ein ganz neuer Stand, ein eigenthümliches Gemisch von Bauer und Seigneur. Ihre Töchter spielen Klavier und sind auf die „Musterzeitung" oder die „Frauenzeitung" neben dem „Sonntagsblatt für katholische Christen" abonnirt. Die Männer sind Mitglieder landwirthschaftlicher Vereine, in denen sie Reden halten. Der Menschenschlag verleugnet

dabei jedoch seine alte angeerbte Tüchtigkeit nicht, denn es wird äußerst selten vorkommen, daß durch Ueberhebung oder Verschwendung solch ein Wehrfester im Frack den Hof ruinirte. Die Meisten sind im Gegentheil angestrengt fleißig und bleiben aller aus der knappen Väter Zeiten ererbten Sparsamkeit treu. Hörten wir doch bei einer der letzten Assisensitzungen in M. solch einen Vertreter des Landinteresses, der zu den Geschworenen herangezogen war, vom Herrn Präsidenten gar inständig seine Entlassung erbitten, weil er es nicht mehr aushalten könne, alle Morgen vor dem Beginn der Sitzung drei Stunden weit von seinem Hofe in die Stadt zu wandern und dann Abends wieder heim; das beigebrachte ärztliche Attest werde ihm bezeugen, daß er über solcher übermenschlichen Anstrengung im Dienste des Accusationsverfahrens den Bluthusten bekommen! — Wie groß der Reichthum solcher Besitzer von Höfen von 4 — 800, ja 1000 magdeburger Morgen Umfang wird, zeigt sich auf einem Schulzengute im Münsterlande, auf welchem die Eigenthümerin ihr Kapellchen durch einen Neubau ersetzen läßt, und zwar durch eine hoch anstrebende Kirche im reinsten gothischen Stil, mit einem 150 Fuß hohen Thurme, das Ganze nach dem Muster des altenberger Doms entworfen, mit einem Kostenbetrag, der sich auf 30,000 Thaler anschlagen läßt; vielleicht wenn die Paramente, die Glocken, wenn die nöthigen Reliquien und Ablässe hinzugerechnet werden, wenn die Einweihungsfeierlichkeiten vorüber, wird die alte Frau sich in ihrem Sterbestündlein sagen können, daß sie zur Ehre Gottes und für ihre Kapelle so etwas wie 70 — 80,000 Gulden hergegeben habe.

Das Ziel unserer Reiseepisode, der auf einer Bodenerhebung in fruchtbarer Gegend liegende offene Ort Enger, zeigt auf den ersten Anblick nichts, was ihn von einem ganz gewöhnlichen westfälischen Dorfe unterschiede; und doch ist es

ein Mittelpunkt von Tradition, Sage und gelehrter antiquarischer Forschung. Wie König Arthur auf der stillen cornwallischen Insel Avallon, liegt nämlich der Westfalenheld Wittekind begraben in der stillen Oede des abgelegenen Fleckens Enger. Denn also lauten die Behauptungen sowol unserer Geschichtschreibung als unserer Sage: 1) Enger ist die Hauptstadt des alten Herzogthums Engern; 2) sie war die Residenz und Burg König Wittekind's; 3) sie ist der Begräbnißort desselben; 4) die Kirche zu Enger ist des großen Sachsenfeldherrn Stiftung.

Untersucht man diese vier Thesen kritisch und diplomatisch etwas genauer, so wird man jedoch leider an Voltaire's „Saint empire romain, qui n'est ni saint, ni empire, ni romain" erinnert. Zuerst war das Dorf keine Stadt, wenigstens nicht seitdem man von einem Herzogthum Engern geredet hat, was seit den Karolingern der Fall ist; ja es liegt gar nicht einmal in der, mehr südlich sich erstreckenden, die Hochstifter Paderborn und Minden umfassenden Provinz Engern. Was dann die zweite Behauptung betrifft, Enger sei Wittekind's Residenz gewesen, so sagen die alten Quellen, die „Vita reginae Mathildis", der Mönch Wittekind von Korvei und Ditmar von Merseburg weiter nichts als daß Mathilde, König Heinrich's I. Gemahlin, aus dem Stamme Wittekind's entsprossen sei und Güter in der Gegend von Enger gehabt habe. Daraus folgt denn keineswegs, daß wir uns in diese stille Gegend einen stattlichen Burgbau zu denken haben, worin König Wittekind gehaust hat, thronend auf dem Hochsitz in der Halle seiner Väter, umringt von der Tafelrunde seiner „Sattelmeier" und den classischen Meth aus gewaltigen Urhörnern vertilgend. Es ist nicht einmal nachgewiesen, daß die Kaiserin Mathilde hier residirt habe: man weiß nur, daß Mathilde, Wittekind's Nachkommin, das Kloster und später

Kanonikenstift in Enger errichtet hat und daß sie, nach dem Tode ihres Herrn, mit ihrem Sohne Kaiser Otto I. in Unfrieden gerathend, sich nach ihren Stammgütern in Westengern, wahrscheinlich also nach dem nahen Herford, welches noch in Engern liegt und wo ihre Großmutter Aebtissin war, zurückzog; dort war sie ja auch erzogen worden, dort hatte der junge Sachsenfürst Heinrich, der später zum deutschen König gekrönt wurde, um ihre Hand geworben. Wahr dagegen ist allerdings, daß sich eine Burg im Orte befand, deren Entstehung nicht nachzuweisen ist, die lange Zeit im Besitz der Grafen von der Lippe war und deren Zerstörung durch die vereinte Macht der Bischöfe von Münster, Osnabrück und Minden in das Jahr 1302 fällt, wo sie von den Edelherren von der Lippe selber geschleift werden mußte. Wahr ist ferner, daß sich nach einer Urkunde von 1420 ein Wedekindshof in Enger befand. Aber schwer fällt dawider ins Gewicht, daß kein Schriftsteller vor dem 16. Jahrhundert die Behauptung aufgestellt hat, daß in Enger eine Burg Wittekind's gelegen habe.

Daß nun drittens Enger Wittekind's Begräbnißort, scheint vom historischen Standpunkte völlig unerweislich, da kein älterer Schriftsteller des Todesortes oder des Todesjahres des alten Sachsenherzogs erwähnt. Man zeigt in Enger freilich ein Argument, welches geeignet allen Zweifel niederzuschlagen — nämlich Grab und Gebeine Wittekind's. Wären nur die Fragen nach der Echtheit erledigt! Es existirt noch (in einer Kirche in Herford) das Verzeichniß der Reliquien und Kleinode, welche das Chorherrenstift zu Enger bis zum 12. Jahrhundert besaß. Darin ist der Gebeine Wittekind's nirgends Erwähnung gethan. In späterer Zeit, als der Reliquienhandel zu blühen begann, tauchten plötzlich sämmtliche Knochen Wittekind's auf, ohne daß man weiß woher sie kamen. Im Jahre 1414 wurde das ganze Stift aus dem ver-

einsamten und schutzlosen, unbefestigten Enger nach Herford verlegt. Die angeblichen Königsgebeine wurden natürlich mitgenommen, und in Herford wurden sie nun wie die eines Heiligen verehrt. Im Jahre 1673 erbeutete sie hier der kriegerische Bischof Christoph Bernhard von Galen bei seinem Einfall in die Grafschaft Ravensberg; er führte sie mit sich nach Münster, aber im folgenden Jahre sandte er sie aus freien Stücken und umsonst den Herfordern zurück, weil sie in Münster zur öffentlichen Verehrung nicht für heilig genug befunden worden! (Vielleicht weil sie nicht für echt gehalten?) Freilich protestiren auch die Bollandisten gegen die Heilighaltung des Königs Wittekind, obwol er in der „Westphalia sancta, beata et pia" seine Stelle ausführlich genug einnimmt. In unserm Jahrhundert, am 13. Oct. 1822, wurden endlich feierlich die angeblichen Gebeine Wittekind's nach Enger zurückgebracht; es sind der einzelnen Knochen 24 an der Zahl, die in einem Schrein in der Kirche sorgfältig numerirt aufbewahrt werden.

Was zuletzt die vierte jener oben erwähnten Behauptungen angeht, Wittekind sei der Gründer des Stifts zu Enger, so spricht dagegen entschieden die diplomatisch beglaubigte Geschichte; Kaiser Otto I. sagt nämlich ausdrücklich in einer Urkunde, die in Lünig's „Reichsarchiv" zu finden: „Abbatiam, cui nomen est Angerin, quam beatae memoriae domina, genitrix nostra Mathilt, in honorem St. Dionysii martyris Christi construxit etc."

Was diese Kirche, das alte Münster der Chorherren zu Enger betrifft, so gehört Chor nebst Apsis und Kreuzschiff dem spätromanischen Stile an, das Langhaus dagegen ist aus jüngerer Zeit, es ist gothisch und wahrscheinlich im 14. Jahrhundert erbaut. Das Grabdenkmal Wittekind's auf dem Chore ist in der That merkwürdig und sehenswerth. Das interes-

santeste Stück des aus verschiedenen Zeiten stammenden Werks bildet der obere Theil, die aus Sandstein gehauene Gestalt des Sachsenheerführers, eine treffliche, sicherlich in das 12. Jahrhundert hinaufreichende Arbeit. Wittekind liegt in Lebensgröße da; das Gesicht ist länglich und edel geformt, das Kinn glatt, der Mund klein; das Haar über die Schläfe und Ohren niederfallend, die rechte Hand zeigt einen gekrümmten Mittelfinger, ein Gebrechen, das der alte Sachsenfürst in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Das Ganze war ehemals sorgfältig und sauber in Farbe gesetzt, wovon noch die Spuren sichtbar; aus dieser Zeit stammt die folgende Beschreibung der Abbildung von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts: „Das lange Hauptthaar fällt in das Schwarze; das Haupt bedeckt eine himmelblaue Kappe, die von einem Diadem mit Edelsteinen umschlungen ist; doch ist von den Steinen jetzt nur noch die leere Fassung zu sehen. Das Unterkleid ist purpurroth; über diesem liegt ein scharlachfarbenes, mit Perlen geziertes Kleid mit goldenem Saum, der ebenfalls mit jetzt ausgebrochenen Edelsteinen besetzt gewesen zu sein scheint. Das dritte Oberkleid, der Mantel, ist himmelblau, mit goldenen Sternen geschmückt und mit prächtigem Pelzwerk gefüttert. Die rechte Hand ruht auf der Brust, die linke, im Mantel verborgen, hält das Scepter. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende spitz zu und haben in der Mitte eine Naht von Perlen."

Man sieht, die alten Chorherren haben an ihrem Könige nichts gespart, um ihn herauszustaffiren. Der bunte Prunk ist heute verblichen und verschwunden, im Uebrigen aber erscheint jene Beschreibung noch ziemlich genau.

Dieser alte Denkstein ruht nun auf einer Tumba, welche augenscheinlich jünger ist; man sieht daran allerlei Wappen, Embleme und Inschriften, die sicherlich nicht älter als das

17. Jahrhundert sind. Rings am Rande der obern Platte, die den alten Bildstein trägt, liest man die Worte:

Ossa viri fortis, cujus sors nescia mortis,
Iste locus munit, euge bonus spiritus audit,
Omnis mundatur, hunc regem (qui) veneratur,
Egros hic morbis celi rex salvat et orbis.

Eine andere Inschrift lautet: „Monumentum Wittikindi Warnechini filii, angrivariorum regis, XII Saxoniae procerum ducis fortissimi"; und eine dritte: „Hoc collegium dionisianum in Dei opt. max. honorem privilegiis reditibusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto."

Diese drei Inschriften sind, wie gesagt, in lateinischen Buchstaben des 17. Jahrhunderts gemacht: man weiß auch, daß die zwei letzten von einem Pfarrer, der hier von 1679—1715 Prediger war, herrühren; bei der ersterwähnten Inschrift jedoch erkennt man deutliche Spuren, daß sie eine Ueberarbeitung älterer abbrevirter Schrift ist, die man bei dieser Gelegenheit auch nicht ganz correct wiedergegeben hat. So muß sicherlich im zweiten Verse gelesen werden: claudit statt munit. Das ganze Monument hat aber nicht allein im 17., sondern auch schon im 14. Jahrhundert eine „Bearbeitung" erduldet. Im Jahre 1377 nämlich machte Kaiser Karl IV., der kunstsinnige Luxemburger, mit seiner Gemahlin eine Reise durch Norddeutschland. Am 15. Nov. jenes Jahres traf er in Minden ein, wo er für eine würdige Begräbnißstätte des Chronisten Henricus de Herfordia sorgte. Wie seinen Aufenthalt in Herford eine alte Schilderei im Lehnsaal der Abtei verherrlichte, haben wir gesehen; am 18. Nov. kam er nach Bielefeld, und hier vernahm er, daß in Enger Wittekind's Grabmal sei; er machte sich augenblicklich dahin auf, und da er das Denkmal verfallen fand, ordnete er eine Restauration

an; vielleicht rührt die ganze jetzige Tumba mit Ausnahme des alten Bildsteins von ihm her.

Dieser alte Bildstein aber mahnt uns daran, daß, wenn oben durch kritische Beleuchtung*) Alles und Jedes in Frage gestellt, doch an der Hand der Sage gar Manches wieder in sein altes Recht zu setzen ist. Die Sage, daß Wittekind in Enger begraben, ist nämlich doch wenigstens so alt, als dieser aus dem 12. Jahrhundert rührende Denkstein, und deshalb darf diese Sage nicht für geradewegs falsch und unwahr erklärt werden; spricht doch eine historische Thatsache nicht dawider, und was noch mehr hervorzuheben, ebenso wenig ist irgendein anderer Ort, welcher Ansprüche auf Wittekind's Grab macht, vorhanden. Dazu kommt der jedenfalls auffallende Umstand, daß sich hier in dem kleinen Dorfe ein Chorherrencapitel mit einer Stiftskirche findet; was bewog die Kaiserin Mathilde, eine Abtei hierhinzubauen, wenn der Ort, der sich weder durch seine Lage noch seine Bevölkerung empfahl, und der außerdem schon seine eigene Pfarrkirche in einem besondern, die Marktkirche genannten Gebäude besaß, nicht eine ganz besondere Veranlassung dazu geboten hätte? Dann finden wir noch eine Burg im Orte, deren Zerstörung im Jahre 1302 uns berichtet ist, über deren Ursprung aber nichts Licht verbreitet. Sollte man also berechtigt sein die Sage, welche diese Burg den Sitz Wittekind's nennt, Lügen zu strafen? Wol umsoweniger, weil diese Behauptung ja insofern durch die Geschichte bekräftigt wird, als die „Vita Mathildis" angibt, daß Mathilde, aus Wittekind's Stamm entsprossen, einen Besitz in Enger gehabt habe, und wol einen großen, wichtigen Besitz, denn sonst hätte

*) Der scharfblickendste Erläuterer alles hierhin Gehörenden ist Herr von Ledebur in seiner noch ungedruckten Beschreibung der Grafschaft Ravensberg.

sie dort nicht eine Abtei stiften und mit dem nöthigen Gut begaben können.

In eigenthümlichem Contrast mit den in der Kirche zu Enger aufbewahrten Gebeinen steht die Sage, die in eben dieser Gegend zu den Volkstraditionen gehört und die wir weiter unten mittheilen werden: daß Wittekind noch lebe und schlummernd in der Babilonie, einem Berge, der sich aus dem mindenschen, nach Osnabrück hin verlaufenden Höhenzug erhebt, sitze.

Die Sagen, welche noch heute über Wittekind oder „König Wieking", wie ihn das Volk nennt, lebendig sind, wurden mehrfach gesammelt*); wir geben in Nachstehendem die bedeutendsten wieder, indem wir diejenigen beiseite lassen, welche offenbar vom Volke verkehrterweise auf Wittekind bezogen werden und sich ursprünglich an die Ritter des Wedigensteins, die Edeln vom Berge, knüpfen; denn beide Arten von Traditionen sind bunt durcheinandergeworfen.

Einstmals hatte Wieking Bettlerlumpen angezogen, sodaß er gar unkenntlich und unscheinbar geworden. Und also ist er hingegangen, um zu erfahren, wie es im Lager Karl's aussehe. Als er nun dorthin kam, war es gerade der Tag des Herrn, und der Kaiser hatte sich mit den Seinigen im Bethause versammelt. Da hat sich Wieking gesellet zu andern Krüppeln, welche am Eingang des Heiligthums harrten, daß man ihnen ein Almosen darreichte. Als er nun, hart an die Pforte gelehnt, sich hinüberbiegt und hineinblickt in die geweihte Wohnung, da soll ihn vom Altare her das Jesuskind angelächelt haben. Als dann Karl heraustrat, ist ihm die hohe Gestalt und der gewaltige Gliederbau des fremden Bettlers aufgefallen, und er hat wohl geahnet wer es sei. Wieking

*) Von Redeker und hauptsächlich von Bögekamp.

ist aber in Frieden und in tiefen Gedanken heimgekehrt zu den Seinen.

An einem heißen Sommertage ritt der König Wieking in den lübbecker Bergen über die Berghöhe, worauf jetzt das Kirchdorf Bergkirchen liegt. Es war das gerade in der Zeit, als er mit Karl im Kriege lag, und der König erwog in sich, welcher Glaube wol der wahre sei, der Glaube seiner Väter oder die neue Lehre der Franken. Und der König sprach bei sich selbst: „Ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!" Es war aber gerade sehr heiß, und da sich in den Bergen kein Wasser fand, so dürstete ihn und sein Pferd nach Wasser. Und siehe! in demselben Augenblick fing das Pferd gewaltig mit dem Hufe an zu scharren und unter demselben hervor sprang ein Quell von hellem, klarem Wasser. Und der König trank von dem Wasser und gelobte ein Christ zu werden. Dieser Quell ist noch bis auf den heutigen Tag das einzige Wasser, welches das Dorf Bergkirchen hat.

Als Wieking Christ geworden und Friede war im Lande, da beschloß er auszuruhen von den Kriegszügen und sich einen Königssitz zu erwählen, wo er beständig bliebe und die Freunde um sich her versammle. Drei Orte aber waren ihm besonders lieb, Bünde, der Werder zu Rehme und Enger (nach Andern blos Enger und Bünde). Da befahl er, daß man an diesen Orten Kirchen bauen solle, und welche von den Kirchen zuerst fertig sei, da wolle er wohnen, in der wolle er begraben werden. Und nun fingen Alle zu gleicher Zeit mit gleich vielen Arbeitern an zu bauen. Aber der Baumeister zu Enger gebrauchte die List, den Thurm wegzulassen. Er war ein Mohr, und zum Wahrzeichen hat er seinen in Stein ausgehauenen Kopf an die Kirche gesetzt. Als man nun später den Thurmbau begann, so fiel alle mal über Nacht wieder

zusammen, was am Tage gebaut war. Endlich wurde ein Platz bemerkt, einige Schritte von der Kirche entfernt, welcher allein trocken war, während Alles umher bethaut lag. Drei Morgen nacheinander gewahrte man diese Wundererscheinung; da wurde beschlossen, den Thurm an diesen Platz zu bauen. Aber kaum hatte man mit dem Bau eine mäßige Höhe erreicht, als das alte Unwesen wieder begann. So ist es denn geschehen, daß der Thurm zu Enger einige Schritte von der Kirche ab vereinzelt und ganz unansehnlich dasteht.

Wieking baute nun eine Burg zu Enger. Noch wird die Stelle gezeigt, wo sie gestanden, und selbst von einzelnen Theilen derselben haben Namen und andere Erinnerungen noch heutzutage die Lage aufbewahrt. Der alte Burggraben, der Küchengarten an der Burg, die Pferdeschwemme in der Bornwiese haben noch immer die alten Benennungen; ebenso ist es mit dem Hühnerhofe. Und bei dem neuen hölzernen Hause, welches jetzt an der Stelle steht, aber immer noch jenen alten Namen trägt, erinnern sogar Ueberreste verwitterter Mauern an die Zeit des Königs. Auch weiß man, daß die Küche und das Backhaus da waren, wo jetzt Bergmann's Garten ist. Und noch im Jahre 1818 hat man hier beim Abgraben eine gemauerte Herdstelle und verwittertes Küchengeräth aufgefunden.

Von der Stadt, welche sich weithin um die Burg ausbreitete, ist das jetzige Enger nur ein geringer Ueberrest. Sie hatte sieben Thore: das Nordthor bei Nordmeier's Hofe; das Burgstädter Thor unweit der Burg selbst; das Kniggenthor an der Landstraße nach Bünde; das Niedermühlenthor an der Herforderstraße; das Bruchthor an der enger Niederung; das Lüttenthor an dem Wege nach Westerenger; das Niederthor bei Niermann's Hofe. Auch umschloß die Stadt das Marktfeld und das Opferfeld. Westerenger aber war die Vorstadt,

und hier hatte der König ein Vorwerk, dem auch der Name geblieben ist.

Von dem Gefolge Wieking's sind die großen Sattelmeier aufgekommen. Sie begleiteten den König zu Pferde und waren auch späterhin verpflichtet, einen berittenen Mann zum Kriege zu stellen. Es sind ihrer noch jetzt 14: sieben in der nähern Umgebung von Enger (Hausgenossen, freie Bauern, Sattelmeier), und sieben weiterhin in der Umgegend von Werther, Bielefeld und Heepen (hagenfreie Bauern, auch wol Sattelmeier neben den Erstern genannt). Ritten die sieben Sattelmeier neben dem Könige, so war es der Meier zu Hiddenhausen, der den Zug begann, und der Meier zu Hücker, der ihn schloß. Ringsmeier hatte über den Marstall die Aufsicht; Ebmeier war Wildmeister und ordnete die Jagden an; Barmeier war das Haupt der Hirten. Windmeier, ein geringerer Diener, sodaß er nicht zu den Sattelmeiern gehörte, war Wieking's Jäger; ritt er aber im Gefolge der Sattelmeier mit dem König, so mußte er, wenn der Zug über einen Hof ging, absteigen und das Heck (die Pforte) öffnen. Noch bis auf unsere Zeit hatten die Sattelmeier manche Vorrechte. Sie waren frei vom Zehnten und genossen bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und der Frauen Leichenbestattung besondere Ehren. Drei Tage nacheinander werden sie, und zu sonst ungewöhnlicher Stunde, beläutet, nämlich nach 12 Uhr Mittags. Schon vom Sterbehause aus begleiten die Geistlichen den Sarg, hinter dem ein gesatteltes Pferd hergeführt wird, in die Kirche, wo man ihn auf dem Chore niedersetzt. Erst nach dem Gottesdienste geschieht dann auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

Noch jetzt weiß man die Stellen zu zeigen, wo der König Wieking gern weilte. Bei Hartwig am Steine, einem Hofe in der Nähe von Vlotho, hatte er einen Sitz in einen großen

Stein aushauen lassen, und oft saß er dort und weidete seine Augen an der herrlichen Umgegend. Im Elfenbusche, einem Gehölze unweit Ebmeier, hatte er seinen Vogelherd und sein Vogelhaus. Der liebste Platz war ihm aber der hohe Esch bei Hücker, von wo man weithin schaut in das Hügelland zwischen Süntel und Osnig. Da soll neben einer uralten heiligen Eiche ein Wartthurm gestanden haben, und nach dem Abbruche desselben eine Kapelle, zu der man Wallfahrten anstellte. Als endlich mit der Kapelle auch der alte Baum dahingesunken war, ist an seiner Stelle eine ganz ungewöhnliche, wunderbare Buche aufgewachsen. Ein Stamm war es, der sich nahe an der Erde in sieben Schafte getheilt hatte, welche alle eine ungewöhnliche Höhe erreichten und ganz ohne Seitenzweige sich oben in ihren Wipfeln vereinigten, sodaß man in der Ferne die Krone eines Riesenbaums zu sehen meinte. Zwei von diesen Stämmen sind in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, der eine durch Blitze, der andere durch Brand, zerstört worden, aber die noch übrigen fünf Stämme hießen auch fernerhin die „Heiligen sieben Buchen“, bis denn auch diese in den letzten Jahren verschwunden sind.

Auch zu Schildesche baute Wieking eine Kirche. Es wohnte von ihm dort eine Schwester, welche das Klosterleben erwählt hatte; um nun schnell hinüberzukommen, den Bau zu betreiben und die Schwester zu begrüßen, ließ er einen Richtweg hinführen, einen Fußpfad, der noch jetzt von Enger nach Schildesche führt und der „Hasenpad“ heißt. Diesen Pfad wanderte der König so häufig, daß sich noch jetzt davon im Munde des Volks das Reimwort erhalten hat:

Dat is de Hasenpad,
Den König Wieking trad.

Hasenpad heißt er von einem Diener Namens Hase, einem gewöhnlichen Boten und Begleiter Wieking's.

Als Wieking schon zu einem guten Alter gekommen war, da beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wol in der Umgegend noch Anhänglichkeit an ihn habe. Zweien Freunden offenbarte er sein Vorhaben, und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß der König gestorben sei. Auch das Leichenbegängniß ward angeordnet. Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und um den aufgestellten verschlossenen Sarg herstand, da trat plötzlich Wieking selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle Die, welche da umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Unterdessen kam noch Einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch der erhielt dieselbe Begünstigung; allein von dem Tage an nannte man ihn „Nalop", und so heißt sein Hof noch heutzutage. Auch Diejenigen, welche, wie z. B. Steinköhler zu Pödinghausen, unterwegs gewesen und auf die Nachricht vom Leben des Königs umgekehrt waren, erhielten einige, wenn auch geringe Vorrechte. Steinköhler wurde zur Hälfte zehntfrei. Ja selbst Schürmann zu Westerenger, welcher nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu begeben, blieb nicht ganz unbedacht. Einer seiner Kämpe wurde zehntfrei.

Endlich, als der alte Held wirklich heimgegangen war, da hat man ihn von der Babilonie, wo er starb, hingetragen nach Enger. Das Land aber, über das der Zug ging, ist von selbiger Stunde an Wittekindsland genannt und als solches zehntfrei geworden und geblieben. Zu Enger wurde er in der Kirche beigesetzt. Die Kirchthür an der Westseite, durch welche der Sarg hineingetragen wurde, ist sofort zugemauert und bis auf den heutigen Tag nie wieder geöffnet worden. Die mittlere Gegend, wo die Leiche ausgestellt war, um die

Bezeugung der Liebe und Verehrung zu empfangen, heißt noch immer der Leichdehl. Der Sarg wurde dann in einem kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und zugleich feierlich ausgesprochen, daß das Heiligthum, worin der Held Westfalens ruht, nie andere Gebeine aufnehmen dürfe. Und so ward es unverbrüchlich gehalten, wie sehr es auch Sitte jener und der Folgezeit sein mochte, die Ruhestätte im geweihten Gotteshause jeder andern vorzuziehen.

Bei der Kirche zu Enger hatte Wieking ein Capitel gestiftet und dasselbe reichlich mit Grundstücken, Zehnten und hörigen Leuten ausgestattet. Viele Jahrhunderte lang wohnten die Capitelherren zu Enger und hielten ihren Gottesdienst an der Gruft des Königs. Als aber endlich in den Stürmen der Folgezeit die Stadt sank und verödete, sodaß sie gegen das Raubgesindel umher nicht mehr Sicherheit gewährte, da that das Capitel die Ländereien aus, bestellte für den Gottesdienst einen Pfarrer und zog nach Herford. Dahin sollten nun auch Zins und Zehnten gebracht werden, allein alle Pflichtigen weigerten sich und lieferten nicht anders als zu Enger an der Kirche, beim Grabe des Königs. Da wandten sich die Capitularen zur List. Heimlich in stiller Nacht hat man die Gruft geöffnet, die theuern Gebeine entwendet und sie nach Herford entführt. Und nun mußten freilich die Gefälle, welche denselben gehörten, auch wol dahin folgen. Wol über 400 Jahre blieben hier die Ueberreste, bis sie endlich (1822) wieder nach Enger gebracht worden sind. Da haben die Sattelmeier sie um die Kirche getragen und darauf sind sie ihrer ersten Ruhestätte wiedergegeben worden.

Auch hatte der König eine Stiftung eingesetzt, wodurch Diejenigen, welchen die Hut seiner Gebeine anvertraut war, wenigstens einmal des Jahres mit ihren Hintersassen zu Einer Gesellschaft vereint wurden. Am Tage des heiligen Remigius

kamen die Capitelherren, auch noch als sie in Herford wohnten, anfangs alle, in der letzten Zeit nur zwei Abgeordnete, mit den Behörigen des Stifts auf dem Nordhofe bei Enger zusammen. Hier wurde ein Schmaus gehalten, welchen Nordmeier spendete und anrichtete und wozu Dreimann in Dreien die Tische und Bänke, und Riepe in Westerenger das Weißbrot brachte. Zugleich erneuten die Leute dem Capitel ihre Huldigung. Etwaige Anstände wurden geschlichtet und die Verpflichtungen bestätigt.

Zum Andenken an den König wurde bis auf die neueste Zeit jährlich zu Enger die Begräbnißfeier desselben begangen. Am Tage der Heiligen drei Könige wurde die Leiche verläutet; am folgenden Tage besorgte der Bürgermeister das Geläute zur Gruft. Darauf versammelten sich Lehrer und Schüler von Enger in der Kirche; dorthin auch kamen die Armen und nun wurde ein Gedächtnißgottesdienst gehalten. Am Schlusse desselben läutete der Küster zur Senkung und zugleich wurden unter den Schülern „Timpen", eigens zu dieser Feier gebackene Semmeln, und unter den Armen Brot und Wurst vertheilt. Den Schluß machte ein Mahl der Geistlichen, der Lehrer, des Bürgermeisters und noch einiger Andern. Der Gottesdienst wird aber seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gehalten, ebenso nicht mehr das Mahl.

In der Nähe der Stadt Lübbecke liegt in der Gebirgskette, die weiterhin die Porta Westphalica bildet, ein spitzer Berg, der die Babilonie genannt wird. Oben auf der Spitze nun hat früher die Burg Wieking's gestanden, von der man jetzt nur noch einzelne Steine und Mauerstücke und die Spuren eines dreifachen Walles findet. Nach einer andern Erzählung aber ist die Burg versunken und der alte König sitzt darin und harret bis seine Zeit kommt. Eine Thür ist noch vorhanden, die von außen in den Berg und zu dem Palast führt.

Allein nur selten geschieht es, daß Einer, ein besonders Begünstigter, sie erblickt.

„Es mögen jetzt", erzählt der oben erwähnte Redeker, „100 Jahre her sein, daß ein Mann aus Hille, Namens Gerling, welcher auf der Waghorst Schäfer war, seine Heerde an dem mehner Berge weidete. Da sah er an dem Hügel der Babilonie drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er am folgenden Tage gerade an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen. Er brach auch diese und siehe! am andern Morgen waren sie an demselben Orte wieder aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags am Abhange hingesetzt hatte, so erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, den er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum that er das, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran und der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei köstliches Geräth lag da auf einem Tische und an den Wänden umher. Unter dem Tische drohte ein schwarzer Hund, ward aber still und zog sich zurück, als er die Blumen sah. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhte, und das war König Wieking. Als der Schäfer das Alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: «Nimm was dir gefällt und vergiß das Beste nicht.» Da legte er die Blumen aus der Hand auf den Tisch und erwählte sich von den Schätzen, was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unheimliche Gemach zu verlassen. Nochmals rief die Jungfrau ihm zu: «Vergiß das Beste nicht!» Er blieb stehen, blickte zurück und sah umher, was denn wol

das Beste sei. Auch nahm er noch Einiges, was besonders köstlich schien; an die Blumen aber dachte er leider nicht. Und diese waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Ueberzeugt, das Beste nicht vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkeln Hallen zurück. Eben trat er an das Tageslicht heran, als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm herfuhr, daß ihm die Ferse abgeschlagen wurde. — Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach jenem Ereigniß viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt und seine Ferse ist nie heilgeworden, sodaß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. Er hat manche Vermächtnisse nachgelassen, unter andern auch eins für die Kirche zu Hille, und die Nachkommen seiner Erben besitzen noch gegenwärtig den Aswenhof in Hille, welcher von ihm angekauft wurde."

Die Babilonie hat einen mit dreifachen Erdwällen verschanzten Gipfel, den Resten der rohen und kunstlosen Befestigung, in welcher sich die Sachsen gegen die anstürmende Tapferkeit der Franken Karl's des Großen vertheidigt haben mögen. Spuren solcher Verschanzungen, die zwischen 772 und 785 entstanden sein werden, tragen mehre Berghöhen in dieser Gegend.

Eine andere denkwürdige Stelle ist in der Nähe von Enger die sogenannte „Hengist-Horst", ein Feld bei dem benachbarten Dorfe Dünne. Da haben, behauptet die Sage, zwei Ritter in alten Zeiten einen Bund geschlossen; von diesem Bunde hat das nahe Städtchen Bünde seinen Namen (es führt noch in seinem Wappen zwei Ritter, welche sich die Hände reichen). Wäre hiermit etwa die Stelle angedeutet,

wo Hengist und Horsa über den großen Erobererzug nach England einig wurden? Hengist wird zwar ein nordalbingischer Wiking genannt, aber soviel wir wissen, lassen die englischen Quellen — und andere haben wir nicht über die beiden Brüder — die eigentliche Herkunft ganz im Dunkeln.

3.

Bielefeld. — Die Linnenindustrie. — Die Kirchen. — Der Nährvater Joseph und westfälischer Künstlerhumor. — Der Sparrenberg. — Antiquarische Schwärmereien. — Gobelin Persona und Dietrich von Neheim. — Der Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und sein tragisches Ende.

Die nächste Station nach Herford ist das freundliche **Bielefeld**, der Ort, der von der Geschichte zwar nicht wie Enger geweiht, dagegen aber sämmtlichen deutschen Hausfrauen weit interessanter und bekannter ist. Die Stadt liegt sehr hübsch zwischen die Hügel des Teutoburger Waldes gesetzt, da wo ein kleines Gewässer, die Lutter, den Gebirgszug — durchbricht, kann man kaum sagen, durchschlängelt ist besser, denn jeder Ausdruck, der an etwas Gewaltsames erinnert, wäre in diesen ziemlich energielosen Erhebungen und Thalsenkungen nicht angebracht. Dem Paß, welchen die Lutter hier durch den Teutoburger Wald gebildet hat, ist denn auch die alte Heerstraße aus dem innern Westfalen nach der Weser und nach Niedersachsen gefolgt und derselbe Weg war für die Eisenbahn vorgezeichnet. Bevor man Bielefeld erreicht, fällt dem Wanderer die unübersehbare Zahl kleiner Häuser mit rothen Ziegeldächern auf, welche über die fleißig angebaute Gegend zerstreut sind.

In diesen Häusern wohnt das Geschlecht der rastlos arbeitenden Spinner und Weber, welche die Welt mit einem Theile des berühmten Leinens versehen, obwol der größere Theil der Gewebe aus weiterer oder näherer Entfernung zu den bielefelder Bleichen herbeigebracht wird, um dann von hier aus, nachdem sie auf der Legge oder Prüfungsanstalt gestempelt sind, in die Welt zu wandern. Das weiche, zum Bleichen besonders günstige Wasser der Lutter hat zum Aufkommen dieser Industrie viel beigetragen. Die Hauptveranlassung dazu ist aber in der Ansiedelung der ausgewanderten Niederländer zu suchen, die während des Druckes der spanischen Herrschaft ihr Vaterland verließen, um ihren Kunstfleiß fremden Gegenden zu bringen. Doch reichen Flachsbau, Gewebe und Garnhandel Bielefelds freilich urkundlich bis in das 13. Jahrhundert hinauf. Lange war die Industrie in schwunghaftem Betriebe, in dem letzten Vierteljahrhundert hat sie jedoch einen großen Stoß bekommen. In Amerika, welches einen bedeutenden Markt bot, ist bielefelder Leinen durch irische Leinwand sehr beeinträchtigt worden: das Maschinengarn begann dann das Handgespinnst zu verdrängen. Die ganze Spinnerbevölkerung ging einer traurigen Lage entgegen, ja befand sich schon darin, bis in neuester Zeit die Aussicht auf Beschäftigung in großen industriellen Unternehmungen sich geboten hat. Denn Bielefeld ist der erste Punkt, an welchem jener Industrialismus beginnt, der in allerneuester Zeit, in mitunter riesenhaften Verhältnissen auftretend, den Landstrich vom Teutoburger Walde bis zum Rhein in Beschlag genommen hat. Großartige Projecte sind auch hier in der Ausführung begriffen. Die „Ravensbergische Spinnerei", ein anderer Verein, der sich „Vorwärts, Gesellschaft für Flachsspinnerei und Weberei" nennt, haben Actienemissionen, die eine zum Betrage von einer, die andere von zwei Millionen Thaler gemacht. Sie

haben anfangs, um ins Leben treten zu können, mit großen Schwierigkeiten zu ringen gehabt, welche das Vorurtheil ihnen in den Weg legte. „Ungeachtet", heißt es in einer öffentlichen Besprechung über diese Angelegenheit, „daß der Staat selbst lebhaften Antheil an der Begründung der mechanischen Flachsspinnerei genommen, ungeachtet die Regierung durch Bewilligung einer bedeutenden Spindelprämie die erste Unternehmung, welche in Westfalen (1850) gemacht wurde, die der Herren Gebrüder Bozi in Bielefeld, wesentlich begünstigt hatte, wurde dieselbe dennoch von allen Seiten angefeindet als verderbenbringend für die altehrwürdige Industrie der ravensbergischen Lande. Auf dem Grundsatze, daß Bielefelds weltberühmter Leinenhandel nur bei Handgespinnst bestehen könne, beharrte man mit solcher Zähigkeit, daß nicht nur die Leinenhändler, sondern auch die Producenten dem neuen Institute Feindschaft schworen. Bei dem Hauptbeschützer des Unternehmens, dem Handelsminister von der Heydt, wurde mit Massenpetitionen der Versuch gemacht, die neue Industrie im Keime zu ersticken. Als diese Experimente gänzlich erfolglos blieben, erließen viele der angesehensten unter den Leinenhändlern Bielefelds öffentliche Erklärungen, worin sie sich von der mechanischen Garnproduction auf das entschiedenste lossagten und bei der alten Handspinnerei zu verbleiben versprachen. Inzwischen trat die Unhaltbarkeit des Conservatismus in der überzeugendsten Weise hervor, als die Concurrenz der Maschinen Großbritanniens und Belgiens die Handproduction in Westfalen mehr und mehr zu Boden warf. Nicht gar lange nach Begründung der bielefelder «Vorwärts» entstanden zwei neue Maschinenspinnereien in der Rheinprovinz, nämlich zu Düren und Dülken, und fanden ebenfalls seitens der Staatsregierung die großmüthigste Förderung und eine bedeutende materielle Unterstützung. Und nun war die Bahn vollständig eröffnet. Der lange bezwei-

felte, dann endlich aber glänzend constatirte Erfolg der jetzt vorhandenen drei Institute bewirkte darauf einen vollständigen Sieg: die frühern Feinde der Neuerung wurden jetzt Freunde der neuen Sache, die Notabeln des Kreises Bielefeld verbanden sich mit mehren der bedeutendsten Industriellen vom Rhein, und es entstand aus den vereinten Kräften der Intelligenz und des Capitals jene großartige Unternehmung, welche unter dem Namen «Ravensbergische Spinnerei» kürzlich neu errichtet ist, indeß die ältere, «Vorwärts», durch Umwandlung in eine Actiengesellschaft bedeutend ausgedehnt wurde. Beide sind bestimmt ein wesentlicher Hebel der vaterländischen Industrie zu werden. Vor allem wird der Flachsbau seitens der Landwirthe mit größerm Eifer cultivirt und für den Colon und selbst den Kossäthen wichtig und nützlich werden, und so allmälig der jetzt sehr bedeutende Bezug aus dem Auslande verschwinden. Alsdann bekommt der Leinenhandel, welcher längst zum größten Theil mit mechanischem Gespinnst und Gewebe vom Auslande her betrieben wird, wieder neuen Boden im Vaterlande und speciell im Kreise, dessen Bleichereien die besten in Deutschland sind — und endlich tritt an die Stelle der wenig mehr lohnenden Handproduction allmälig die mechanische Kraft, die in ihrer mächtigen Ausdehnung künftig eine größere Anzahl von Arbeitern ernähren wird als die bisherige kleine Einzelindustrie. Denn bekanntlich beabsichtigen beide Actiengesellschaften eine vollständige Leinenproduction, Spinnerei und Weberei auf mechanischem Wege herzustellen."

Speculationen auf Bergbau, Eisenwerke, auch auf Gewinnung von Rasenerz gehen neben diesen Unternehmungen her — überall sieht man, daß Industrie und Ackerbau in diesem Theile Westfalens schon jetzt enorme Capitalien angehäuft haben müssen, die nun plötzlich, wie vom Drange der Zeit ergriffen, aus der engen stillen Haft, in welcher sie ruhten,

losbrechen und ins Rollen gerathen. Und da der Westfale zu rechnen versteht, und Schwindel und Leichtsinn nicht zu seinen Eigenschaften gehören, so werden wir in nicht langer Zeit hier und weiterhin auf dem fruchtbaren, zwischen den beiden schiffbaren Parallelflüssen Lippe und Ruhr so äußerst vortheilhaft gelegenen Landstrich, den man den Hellweg nennt, ein solides und schwungreiches industrielles Leben entwickelt sehen, das nur in England seines Gleichen findet.

Unter den Kirchen Bielefelds sind zwei eines Besuchs werth. Die Nikolaikirche besitzt ein schönes Altarschnitzwerk, die Hauptmomente des Lebens Christi in sehr feiner und sauberer Ausführung darstellend. Links zu unterst zeigt sich die Geburt Christi; vor dem Wochenbett der Gattin sitzt der heilige Nährvater Joseph mit einer großen Flasche in der Hand, aus welcher er eben einen tüchtigen Schluck nimmt. Allsolcher Humor des Künstlers scheint jedoch bei spätern weniger naiven Geschlechtern einigen Anstoß gefunden zu haben, und daher mag es kommen, daß gerade diese Abtheilung des großen Bildwerks so verletzt und beschädigt ist. Er erinnert an einen andern Zug westfälischen Künstlerhumors, jene Darstellung des Abendmahls in den Fenstern der Wiesenkirche zu Soest nämlich, wo der Heiland nicht das Osterlamm, sondern einen Schinken vor sich hat. Die Marienkirche zu Bielefeld hat sehr schöne Grabmonumente: besonders das, worauf die Stifter dieser Kirche, Graf Otto von Ravensberg, seine Gemahlin Hedwig von der Lippe und zwischen ihnen Beider Sohn Ludwig im ewigen Schlummer ruhen. Die Mutter hält zärtlich ihre Hand auf dem von Locken umwallten Haupte ihres Kindes. Graf Otto trägt langes gescheiteltes Haar, das über der Stirn von einem Bande festgehalten ist; seine hohe schlanke Gestalt ist in einen Drahtpanzer gehüllt und von einem Mantel umflossen. Das Ganze ist von großer Schönheit. — Aber auch die andern

Epitaphien sind beachtenswerth, besonders das des Otto von Oy, der 1621 als Drost auf dem Sparrenberg starb. Der Sparrenberg ist die burggekrönte Höhe, welche mit ihren Trümmern und den Resten ihrer Bastionen in die reinlich-freundlichen Straßen Bielefelds niederblickt. Es ist nicht weit bis hinauf und die Aussicht auf die Stadt und die anmuthige Gegend von dort oben ist der Mühe des Aufsteigens werth; die Trümmer der Burg sind es weniger; man gewahrt Ueberreste mehr einer Veste des 17. Jahrhunderts als einer eigentlichen Ritterburg. Sie ist gebaut um 1177 von Bernhard von der Lippe; doch als sie vollendet war, sollte der Erbauer an das sic vos non vobis erinnert werden, denn Graf Hermann von Ravensberg nahm sie unmittelbar nachher mit stürmender Hand und pflanzte sein Sparrenwappen auf ihre Thürme — daher der Name „der Sparrenberg". Graf Hermann von Ravensberg wußte dann auch seine Eroberung zu behaupten; nur eine zeitlang verlor er sie gegen Bischof Hermann von Münster, der Bielefeld eroberte und zum Zeichen der Unterwerfung die Bürger zwang, allen in der Nähe stehenden Eichen die Wipfel abzuhauen. Man muß gestehen, daß das Mittelalter fruchtbar an „Ideen" war und daß es ein eigenthümliches Gepräge von Phantasiereichthum in seltsamen Einfällen hatte! Die eigentliche Residenz der Grafen von Ravensberg war nicht hier, sondern auf der Stammburg, welche einige Stunden nordwestlich von Bielefeld an dem Abhange des Teutoburger Waldes liegt und deren Ruine von ihrer Höhe herab weit hinein in einen großen Theil der flachen Ebene des Münsterlandes blickt, über die obern Stromgebiete der Ems und der Lippe fort und bis nach den fernen Gebirgen des Sauerlandes hinüber. Hier war der Stammsitz der alten Grafen von Calvelage, welche später den Namen von eben dieser, schon um 851 erwähnten Burg annahmen und

schon 1346 erloschen waren. In diesem Jahre belehnte nämlich Kaiser Ludwig der Baier den Herzog Gerhard von Jülich mit den ravensbergischen Besitzungen, deren Schicksale von da an mit denen der Jülich-Kleve-Bergischen Lande zusammenfallen.

Man kann übrigens der alten Burg Ravensberg nicht erwähnen, ohne eines der merkwürdigsten Misverständnisse zu gedenken, in welches unsere frühere, ganz kritiklose patriotische Alterthumsforschung zu verfallen vermochte. Unweit der Burg liegt nämlich ein Ort, den man Borgholthausen nennt. Sämmtliche frühere ravensberger Geschichtschreiber und Nachforscher in historischen Dingen haben nun des festen Glaubens gelebt, jenes mystische Templum Tanfanae, von dem Tacitus in den „Annalen", I, 51, erzählt, daß Germanicus es im Jahre 14 nach Christus auf dem Zuge wider die Marsen zerstört habe, sei nirgendwo anders als in diesem Borgholthausen zu suchen. Es befand sich in dem Dorfe eine Lache, in welcher man Wasser sich ansammeln ließ, um es bei etwaiger Feuersgefahr zur Hand zu haben. Das Volk nannte dies Wasserbecken die Dämpfpfanne. Die Dämpfpfanne — auf Plattdeutsch Dämmpanne — welcher Fund für die vaterländischen Antiquare! Daß hier der räthselhaften Tanfana Heiligthum sich erhoben, noch bis auf diese Stunde durch mehr denn tausendjährige Ueberlieferung im Munde des Volks bewahrt, war offenbar, war unwiderleglich! Es wurde natürlich sehr viel darüber geschrieben, und einer dieser begeisterten Historiker, welcher seine Feder darüber in Bewegung setzte, aber durch seine amtliche Stellung höchst glücklicherweise im Stande war, mehr für die heilige Sache der Dämpfpfanne thun als blos darüber schreiben zu können, eilte, dem geweihten classischen Boden ein würdigeres Aussehen zu geben. Er ließ die versumpfte Lache ausfüllen, ebnen und sodann mit einem Steinpflaster versehen. „Es sollte", schreibt er, „auch auf diesem ahnungsvollen Orte

ein bleibendes Denkmal errichtet werden, damit die nach Tacitus der Erde gleichgemachte Tanfana wieder in ihre vorige Bedeutsamkeit zurücktreten könnte. Aber der unglückliche 14. Oct. 1806 unterbrach die Ausführung dieses patriotischen Plans, und die geheiligte Stätte steht verwaist, verlassen, im trauernden Gewande da, doch nicht ohne Hoffnung, sie dereinst von höchster glückgeweihter Hand durch ein bleibendes Denkmal zur Ehre des Vaterlandes und der tröstlichen Zuversicht des getreuen Volks, dessen blutiger Besitz sie ist, für die spätere Nachkommenschaft erhalten zu sehen."

Leider ist diese schöne ahnungsvolle Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, weil, viel zu früh für den heiligen Eifer des begeisterten Mannes, der gelehrte Misgriff entdeckt wurde. Man hat dann, mit Ledebur, das Tanfanaheiligthum und den Sitz der Marsen weiter nordwestlich in der Gegend von Tecklenburg gesucht; die neueste Forschung hat jedoch sehr scharfsinnig dargethan, daß der Sitz der Marsen an Weser und Diemel zu suchen, daß der Tanfanatempel ein dortliegender heiliger Hain gewesen und daß die vieldiscutirte Irminsul, das sächsische Nationalheiligthum, welches Karl der Große im Jahre 772 zerstörte, nichts ist als ein aus diesem heiligen Hain übriggebliebener Baumstamm.

Nachdem wir jedoch vaterländische Historiographie bei dieser Dämpfpfannengeschichte so bloßgestellt haben, wollen wir suchen sie in ihre vollen Ehrenrechte wiedereinzusetzen, indem wir hier zwei ihrer hervorleuchtendsten Namen nennen, an welche uns die Marienstiftskirche in dem zu unsern Füßen liegenden Bielefeld erinnert. Es sind Gobelinus Persona, der Dechant dieser Stiftskirche war, und sein Gönner am päpstlichen Hofe, Magister Dietrich von Neheim. Beide Männer haben ein gleich merkwürdiges bewegtes Leben geführt, und Beider Schriften, verfaßt mit aller der durch langen Aufent-

halt in Italien erworbenen Bildung, sind hochwichtige Quellenwerke für kirchliche Geschichtschreibung; sie enthalten besonders die ergiebigsten Aufschlüsse über die Zeiten des großen kirchlichen Schisma, welches dem Kostnitzer Concil vorherging. Beide waren scharfe Beobachter und unbestechliche Beurtheiler einer der traurigsten Epochen des kirchlichen Lebens im Abendlande. Dietrich von Niem oder Neheim (in der Diöcese Paderborn) war um die Mitte des 14. Jahrhunderts geboren und wurde früh von dem frischen geistigen Leben, das die verjüngte Wissenschaft in Italien heraufgezaubert hatte, über die Alpen gelockt. Gegen das Jahr 1372 finden wir ihn jedoch in Avignon, wo Papst Gregor XI. damals residirte und den jungen Westfalen als Abbreviatore der apostolischen Schreiben anstellte. Dieser hatte als solcher die Antworten und Bescheide auf die einlaufenden Gesuche und Vorstellungen zu entwerfen. Mit Gregor XI. kehrte Dietrich von Neheim später nach Rom zurück. In seiner Geschäftsstellung hatte er in Avignon die Bekanntschaft des Erzbischofs von Bari gemacht; nachdem dieser als Urban VI. nach Gregor's Tode den päpstlichen Stuhl bestiegen, eröffnete sich Dietrich eine glänzende Laufbahn. Er wurde der vertrauteste Günstling des neuen Papstes; zugleich aber auch sehr bald in alle die verhängnißvollen Wirren verwickelt, in welche derselbe durch seine Härte und seine Rücksichtlosigkeit die Kirche versetzte, besonders als ein Theil der durch Urban's Betragen entrüsteten Cardinäle in Clemens VII. einen Gegenpapst aufstellte.

Um diese Zeit war ein anderer junger Westfale nach Rom gekommen; dies war Gobelin Person oder Persona aus Paderborn. Sicherlich ward Gobelin von Dietrich von Neheim dem Papste Urban empfohlen; jener erhielt nämlich bald eine Anstellung in der apostolischen Kammer und harrte seitdem (1384) treu bei Urban, trotz aller Gefahren und wechselvollen

Lagen des Papstes, aus. Gobelin war nicht lange in seiner Stellung, als in Luceria (Nocera), wo Urban sich zu jener Zeit aufhielt, sechs Cardinäle eine Verschwörung anstifteten — und zwar gegen das Leben des Papstes selbst, wie wenigstens Urban sich überzeugt halten mochte. Der Anschlag wurde entdeckt. Die Cardinäle wurden in Ketten geworfen und Magister Dietrich von Neheim, als Geheimschreiber des Papstes, ward beauftragt bei der Untersuchung das Protokoll zu führen. Im Grunde sollte gerade er, der treue Deutsche, die eigentliche Seele der vorzunehmenden Inquisition sein. Er fand die eingekerkerten Cardinäle in Banden und in den schauerlichsten Gefängnissen; der Kerker des Cardinals von Sangro war so eng, daß der Gefangene nicht einmal die Füße ausstrecken konnte. Als die Untersuchungsrichter nach dem ersten Verhör vor dem Papst erschienen, weinten zwei von ihnen, in einer Weise ergriffen, daß sie nicht reden konnten. Der Papst aber fuhr sie wegen „ihres weibischen Benehmens" an und hieß sie gehen; Dietrich von Neheim nahm nun das Wort und suchte Urban auf alle Weise zur Milde zu bewegen, bis des Letztern Zorn auch ihn schweigen hieß. Dann reichte Urban ihm ein Protokoll über das Verhör des am Tage zuvor vernommenen und gefolterten Bischofs von Aquila, worin Neheim allerdings nicht unerhebliche Anklagen gegen einige der gefangenen Cardinäle aufgezeichnet fand. So blieben denn alle Verwendungen fruchtlos, auch die des Königs Karl von Neapel und der übrigen Cardinäle fruchteten nichts. Dietrich von Neheim wandte dagegen Alles auf, was er als Mitglied der Untersuchungscommission zu thun vermochte, um das Loos der Unglücklichen zu mildern: bei der Tortur des Cardinals von Sangro kürzte er dessen Qualen dadurch ab, daß er erklärte, der Unglückliche habe ihm genug gestanden; bei der des Cardinals von Venedig gelang ihm das Gleiche, indem er,

Kopfschmerzen vorschützend, sich aus der Marterkammer wegbegab und sich heimlich aus dem Schlosse fortschlich. Als er vom Papste den Befehl erhielt, auch einige Schreiber der apostolischen Kanzlei in Luceria ins Verhör zu nehmen, ließ er diesen einen Wink geben, sodaß sie früh genug die Flucht ergreifen konnten. Endlich jedoch hielt Dietrich es in der Nähe seines Gebieters nicht mehr aus. Viele der Curialen hatten sich bereits auf und davon gemacht; als er sah, daß alle seine Vorstellungen den Papst nicht zur Milde bewegten, daß Urban darauf sinne sich in verhängnißvolle Kämpfe mit dem König von Neapel zu stürzen, den er für den Begünstiger des Complots hielt — da entfernte auch er sich und nahm seinen Aufenthalt in Neapel unter dem Schutze des dortigen Hofs.

Trotzdem finden wir ihn bald hernach, als Urban VI. sich aus dem von den Truppen des Königs von Neapel belagerten Luceria flüchten muß und sich nach Genua begibt, wieder an der Seite des Papstes. Nach Genua war denn auch Gobelin Persona als treuer Begleiter seinem Gebieter gefolgt. Gobelin hatte bei dem Papste standhaft ausgehalten und alle Gefahren und Beschwerden der Belagerung von Luceria und der darauffolgenden Flucht getheilt. Er scheint jedoch seines Dienstes endlich auch überdrüssig geworden zu sein und eine Veranlassung ergriffen zu haben, um sein Verhältniß zu lösen, da ein entdeckter neuer Anschlag auf das Leben des Papstes und zur Befreiung der gefangenen Cardinäle den finstern Geist Urban's immer tiefer mit Mistrauen und Unmuth erfüllte. Urban ging zuletzt so weit, seine fünf Gefangenen — einer hatte sich glücklich durch die Flucht gerettet — im Kerker erdrosseln und die Körper heimlich bei Nacht in einem Pferdestalle verscharren zu lassen. Bald nach diesem Ereigniß aber,

im Jahre 1388, finden wir Gobelin Persona in seine Heimat zurückgekehrt.

Dietrich von Neheim dagegen hielt jetzt unwandelbar bei dem Papste aus und stand noch an dessen Sterbebett. Er blieb dann noch unter mehren Nachfolgern Urban's in seiner Stellung, wobei er einmal Präsident der apostolischen Kanzlei genannt wird, obwol er selbst fortfährt sich mit dem bescheidenen Titel Abbreviatore zu bezeichnen. Auch scheint er ein Titularbisthum erhalten zu haben. Jedenfalls blieb er in einer Stellung, welche ihn allen Verwickelungen und traurigen Verhältnissen der langen Zeit des Schisma nahebrachte; so sehen wir ihn auch theilnehmen an dem Kostnitzer Concil, von wo er Papst Johann XXIII. mit nur zwei andern Gefährten auf seiner Flucht begleitet. Als Papst Johann XXIII. sich jedoch weigert, sich den Beschlüssen des Concils zu unterwerfen, läßt Dietrich ihn in Freiburg im Breisgau im Stich, und nach Konstanz zurückgekehrt, wird dieser noch Augenzeuge des Märtyrertodes von Huß und Hieronymus von Prag. In Konstanz scheint Dietrich von Neheim denn auch im Jahre 1416 gestorben zu sein. Seine geschichtlichen Arbeiten fallen in die letzten zehn Jahre seines Lebens. Das wichtigste darunter ist die „Geschichte des Schisma“ in drei Büchern, die einen Zeitraum von 32 Jahren umfassen und zuerst in Nürnberg 1532 gedruckt wurden; dann sein „Leben Papst Johann's XXIII.“; beide Werke sind lateinisch, in fließendem Stil geschrieben und bilden die Hauptquelle für die Zeit, welche der Verfasser darin mit unparteiischer Wahrheitsliebe und unbestochenem Gerechtigkeitsgefühl schildert, obwol seine strenge kirchliche Orthodoxie nicht in Frage gestellt werden kann.

Während Dietrich von Neheim so sein Grab in fremder Erde fand, hatte Gobelin Persona daheim in Westfalen sich einen neuen, aber mühevollen Wirkungskreis gebildet. In der

Gunst und in vollem Vertrauen bei dem Fürstbischof von Paderborn, dem Herzog Wilhelm von Berg, stehend, hatte er sich zur Aufgabe gemacht, die sittlich am tiefsten gesunkenen und ihrer Bestimmung am meisten entfremdeten Abteien des Fürstenthums Paderborn zu reformiren. Es war eine herculische Arbeit, unter der Gobelin jedoch nicht ermattete, trotz allen Widerstandes, den er bei geistlichen und weltlichen Widerstrebenden fand, und trotz des Hasses, womit selbst der große Haufe seine Bemühungen verfolgte. Aber als endlich der bischöfliche Official, Wilhelm von Driburg, welcher wider eines der Klöster eine Untersuchung zu führen hatte, von einem Mönch vergiftet wurde, fand Wilhelm von Berg für gut, zur Sicherheit und zur Beruhigung der erschrockenen geistlichen Beamten, die im Sinne Gobelin's thätig waren, diese nach Bielefeld zu senden und sie von dort aus ihre Functionen fortsetzen zu lassen; denn diese Stadt, wie die Grafschaft Ravensberg, gehörte dem Fürstbischof als geborenem Herzog von Berg. Gobelin Persona, der an der Spitze des geistlichen Gerichts stand, wurde dabei zum Dechant der Marienstiftskirche in Bielefeld ernannt. Aber Gobelin blieb nicht lange in dieser neuen Stellung. Einige Jahre darauf zog er sich in das von ihm reformirte Kloster Böddeken bei Paderborn zurück und starb dort um 1424. Sein monumentum aere perennius ist sein großes Werk, das „Cosmodromium" oder die Weltchronik, an der er 28 Jahre lang arbeitete, ein Buch, durch das sich der Verfasser als ein eigenthümlicher, tiefsinniger, ernster und schwärmerischer Charakter voll mystischen Hanges zeigt, das in Einzelheiten auffallend kritisch, im Ganzen ohne Kritik geschrieben ist, jedoch da von größter Wichtigkeit wird, wo mit den Begebenheiten der Jahre 1350—1418 die Erzählung Dessen beginnt, was Persona selbst erlebte oder was sich doch wenigstens in näherm oder engerm

Kreise um ihn her bewegte. Auch er schreibt wie Dietrich von Neheim, „ohne Ansehen der Person"; freimüthig und bitter spricht er sich über Charaktere und Handlungsweise von Päpsten, wie Johann XXII., Benedict XII., Bonifaz IX. und endlich Johann XXIII. aus; und am Ende schließt er sein Werk mit dem prophetischen Stoßseufzer: „Schon seit vielen Jahren mit den Angelegenheiten und Verhältnissen der Kirche beschäftigt, habe ich oft selbst sorgfältig in Erwägung genommen, durch welche Maßregeln man mit durchgreifender Entfernung aller Misbräuche und jeglichen Aergernisses eine allgemeine Kirchenreformation herbeiführen könnte. Vielleicht wird der Herr diesen Weg zeigen, wenn er einst im tobenden Sturmwetter sich nahet, um die Schiffe der hohen See zu zerschmettern." Die erste Ausgabe des viel ausgeschriebenen und benutzten Werks rührt von H. Meibom her; sie erschien zu Frankfurt im Jahre 1599.

Seit dem Jahre 1286 war der Sparrenberg der Sitz eines ravensbergischen Amtmanns oder Drosten. Im Jahre 1545 ward die Burg ganz neu erbaut, mit runden Bastionen, wie Meister Albrecht Dürer sie in seinem Buche über Befestigungen angibt. In dieser Gestalt kam sie mit der ganzen ravensbergischen Erbschaft an Brandenburg. Der Große Kurfürst fügte fernere Werke hinzu und residirte, wenn er in den neuerworbenen Landestheilen war, auf dem Sparrenberge. Daher kommt es, daß ihm im Jahre 1672, am 26. Dec. in diesem Schlosse von seiner zweiten Gemahlin, der bösen Dorothea von Holstein-Glücksburg, ein Sohn geboren wurde, jener Markgraf Karl Philipp, Heermeister in Sonnenburg, der des Vaters Lieblingssohn war und an dessen frühen und seinerzeit vielfach gedeuteten Tod unter den Mauern von Casale in Piemont sich ein um so größeres Interesse knüpft, weil dies vorzeitige Ende jedenfalls durch die romanhafte Lei-

denschaft des Prinzen zu der schönen Gräfin Salmour-Balbiani herbeigeführt war. „Des Prinz Karl's von Brandenburg Historie", schrieb schon die Herzogin Charlotte von Orléans darüber, „ist eine wunderliche Begebenheit, wie die deutschen Comödianten also pflegen zu sagen." Der Prinz entwickelte sich früh. Er war eine höchst liebenswürdige Erscheinung und zeigte sich trotz seiner Jugend als tüchtiger und eifriger Soldat. Von seinem Bruder, dem spätern ersten König von Preußen, war er deshalb in seinem zweiundzwanzigsten Jahre bereits zum Generallieutenant ernannt worden. So finden wir ihn im Jahre 1694 als den Chef des brandenburgischen Hülfscorps, das Kurfürst Friedrich III. den kaiserlichen Truppen während des pfälzischen Erbfolgekriegs gestellt hatte, zuerst in den Niederlanden, dann in Piemont im Heere des Prinzen Eugen von Savoyen, das die Festung Casale den Franzosen nehmen sollte. Bis die Jahreszeit die Eröffnung der Belagerung erlaubte, hielt er sich am Hofe des Herzogs Victor Amadeus in Turin auf, und hier, wo sich damals eine große glänzende Gesellschaft bewegte, darunter Prinz Eugen und zwei Prinzen von Hessen, verlor der ritterliche, durch vollkommene Männerschönheit sich auszeichnende brandenburgische Markgraf sein Herz an Katharina Marchesin Balbiani, die Witwe eines englischen Grafen Salmour. Diese Leidenschaft, begünstigt von den Damen, welche in ihren Salons die Gesellschaft Turins um sich versammelten, auch von den Umgebungen des Prinzen, worunter ein Oberst und Stallmeister von Hackeborn und ein Kammerdiener Hoffmann die Hauptrollen spielten, anfangs nicht gehindert, führte doch zu einer gewaltsamen Katastrophe.

Prinz Karl von Brandenburg*) hatte sich vorgenommen,

*) So wird der Hergang erzählt bei Le Bret, in dessen „Magazin zum Gebrauche der Kirchen- und Staatengeschichte wie auch des geistlichen Staatsrechts katholischer Regenten".

am 28. Mai den Prinzen von Hessen-Kassel, seine Geliebte, die Marchesin Balbiani, und die Gräfinnen von Rocca, von Tiano und Vercelli zu einem Gastmahl auf der Vénerie zu ziehen, wozu er auch die Herren Abt del Marco, Consultor Parelli und Balbiani einlud. Er schickte alle seine Leute an den bestimmten Ort, damit Alles bei ihrer Ankunft bereit wäre, und ließ sich hierauf einen von den großen Hofreisewagen ausbitten, der die ganze Gesellschaft faßte. Jedoch ließ er diesen mit seinen eigenen Pferden bespannen. Als sie auf der Vénerie angekommen waren, hielten sie sich einige Zeit damit auf, die schönen Gärten in Augenschein zu nehmen, worauf sie zur Tafel gingen, die mit den ausgesuchtesten Speisen prächtig bedient war.

Als diese zu Ende, ließ der Prinz Karl heimlich den Pfarrer des Orts herbeirufen. Diesen fragte der Prinz in Gegenwart Aller, wer er wäre, worauf Jener erwiderte, er sei der Pfarrer des Orts. „Nun", versetzte hierauf der Prinz, „so erkläre ich vor Ihnen und dem Herrn Abt von Marco und dem Herrn Parelli, daß ich die hier zugegenstehende Dame, Katharina Balbiani, Gräfin von Salmour, zu meiner Gemahlin nehme." Die Gräfin erklärte: „Ich nehme zu meinem ganzen, rechtmäßigen Gemahl den Herrn Prinzen Karl von Brandenburg." Der Pfarrer war ganz erstaunt, wußte nicht was er machen sollte und begab sich hinweg, mit Lebensgefahr, weil ihn der Prinz von Hessen-Kassel umbringen wollte, woran ihn nur die Umstehenden hinderten.

Der dem Prinzen zugegebene Stallmeister brach in heftige Reden über die schlechte Aufführung seines Prinzen aus, was er seinem Hause für einen Schimpf anthäte, daß er eine geringe Dame heirathete, obwol sie eine von den ersten Damen des Landes ist. Er erhob seine Stimme immer mehr und

sagte, wie unanständig und seiner hohen Geburt unwürdig eine solche Vermählung sei, und er würde sich hierüber bei dem Bruder des Prinzen mit Recht beklagen; er sei entschlossen, lieber sich gänzlich zu entfernen, als daß er eine so unanständige Handlung gleichgültig mit ansehen solle. Der Prinz griff zum Degen, welches den Stallmeister nöthigte, ebenfalls zu seiner Vertheidigung zum Degen zu greifen, und dieses that endlich die ganze Gesellschaft. In diesem Scharmützel wurde der Stallmeister leicht verwundet, nachdem ihn die Umstehenden vertheidigt hatten.

Nachdem sie nun ein wenig beruhigt waren, so gab man Befehl, den Reisewagen anzuspannen, und indessen schickte der Stallmeister eilends nach der Stadt, um von Dem, was vorgefallen war, einigen Offizieren, seinen Landsleuten, die in der Stadt waren, Nachricht zu geben. Diese begaben sich gleich zu Pferde und eilten nach der Vénerie. Der Reisewagen ward zurecht gemacht, Jeder setzte sich an seinen Platz, und weil der Bräutigam besorgt war, es möchte ihm etwa ein Zufall begegnen, so gab er auf dem Wege dem Kutscher Befehl, in aller Eile sich nach dem Hause der Dame zu verfügen. Weil ihn aber der Stallmeister und die vornehmsten Diener des Prinzen bedrohten, so fuhr er ganz langsam fort und kam kaum in die Ebene zwischen Turin und der Vénerie, als man ein Getöse hörte.

Es erschien auf einmal ein Trupp von Cavalieren, die ihnen entgegenritten. Der Bräutigam bedrohte den Kutscher noch einmal, aber immer vergebens. Der Prinz, der hierüber in Furcht gerieth, sagte: „Kann ich denn nicht gänzlich über meine Dame disponiren?“ Indessen langten die Cavaliere an, grüßten die Herren im Reisewagen höflich, sprachen aber weiter nichts und thaten auch weiter nichts, als daß sie den Reisewagen in die Stadt begleiteten.

Man berathschlagte sich nun die weitere Zeit, wo etwa der Prinz aussteigen solle. Hierüber war man verschiedener Meinung. Die Dame selbst aber war immer der Meinung, sie wolle ihrem Prinzen, auch wenn sie sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzen sollte, folgen, und sagte, es wäre immer rühmlich für sie, für einen Prinzen zu sterben, den sie so sehr ehrte.

Nachdem sie in der Stadt angekommen waren, begab sich Jeder in sein Haus, die Neuvermählten ausgenommen, welche Beide dem Herrn Grafen Gabaleone, dem ersten Schwiegervater der Dame, Nachricht davon gaben und hierauf in das Haus des Bräutigams abgingen. Sobald der Abt del Marco in Turin angekommen war, nahm er die Post und eilte nach Fraissinette, um Seiner königlichen Hoheit dem Herzoge Victor Amadeus hiervon Nachricht zu geben.

Noch an eben demselben Abend kam der Herr Marchese Rovero, Gouverneur der Stadt, in das Quartier des Prinzen und beklagte sich über das schlechte Betragen der Dame, gab ihr auch zu erkennen, daß Seine königliche Hoheit, wie billig, es ressentiren würden; er gebe ihr also den Rath, sich in das Haus eines ihrer Anverwandten oder wohin sie am liebsten wolle, zu begeben. Die Dame antwortete auf alle Ansinnungen mit großer Standhaftigkeit. „Ah Monsieur", sagte sie, „peut on résister à l'amour et à la gloire?" Der Gouverneur mußte also ohne andern Nutzen abziehen, als daß er sagen konnte, er hätte sie Beide gesprochen. Beide speisten also selbigen Abend allein zu Nacht, und es erfolgte weiter nichts, als daß sie ihre Ehe in Ruhe vollzogen.

Den folgenden Morgen reiste der Stallmeister in aller Frühe mit der Post nach Fraissinette ab, um bei Seiner königlichen Hoheit sich über das Unternehmen seines Prinzen zu

beklagen. Man nahm ihn auch allda gnädig auf und gab ihm geneigtes Gehör.

Bald darauf schrieb der Prinz Karl an Seine königliche Hoheit und meldete ihm, er habe einen öffentlichen Beweis von seiner Achtung geben wollen, die er für Madame de Salmour hätte, und er habe sich also mit ihr vermählt, jedoch sei sein Vergnügen nicht vollkommen, weil er in einem Hause Seiner königlichen Hoheit Hand an den Degen gelegt. Der Herr Gouverneur und andere Cavaliere gaben sich den Tag über neue Mühen, um die Dame dahin zu bewegen, daß sie das Haus des Prinzen verließe. Es half aber Alles nichts, weil sie noch immer darauf beharrte, daß, weil sie das Glück gehabt, einen so großen Prinzen zu heirathen, sie auch bei ihm leben und sterben wolle; ihre Handlungen verdienten ganz und gar keinen Tadel, denn sie habe sich so regelmäßig betragen, daß der Prinz sie geheirathet hätte. Man brachte also den Tag mit verschiedenen Discursen und Unterredungen über diese Sache zu.

Die Gelehrten stritten nun über die Gültigkeit dieser Ehe, und die Meinungen derselben waren getheilt. Einige sahen sie als gültig, Viele als ungültig an, weil sie nicht vor dem eigenen Pfarrer geschehen sei, und dies gaben sie als die allgemeine Ursache an, die sie ungültig machen könne.*) Unter diesen verschiedenen Meinungen wandte sich der Erzbischof an Seine königliche Hoheit wegen Trennung dieser Ehe, bis er die Sache nach Rom berichtet und von da Antwort hätte.

Jedermann erwartete mit der größten Ungeduld die Be-

*) Und darin hatten sie nach dem Tridentinischen Concil, welches ausdrücklich verlangt, daß eine solche Willenserklärung, sich zu heirathen, „coram parocho proprio" ausgesprochen werden müsse, Recht!

fehle Seiner königlichen Hoheit, um zu sehen, was die Sache für einen Ausgang nähme. Ihr Vorwitz wurde so lange in Zweifel gehalten, bis am folgenden Tage der Souverän vom Lande heimkam. Weil der Tag schon weit verstrichen war, so geschah weiter nichts, als daß im Namen Seiner königlichen Hoheit ein piemontesischer Cavalier an den Prinzen Karl abgeschickt wurde, um ihm zu sagen, daß der Herzog ihn bei Hofe erwarte, wo er ihn durch Zureden zu überzeugen im Sinne hatte, ehe er Gewalt gebrauchte. Der Prinz aber antwortete, er möchte ihn entschuldigen, daß er ihm nicht aufwarten könne, weil er sich nicht ganz wohl befände. Weiter geschah an demselbigen Tage nichts.

Mittwoch früh ließ Seine königliche Hoheit den Mr. Dupré, Obersten vom bairischen Regiment, rufen, gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle und schickte ihn an den Prinzen Karl, um ihn zu überreden, daß er nach Hofe käme. Der Prinz entschuldigte sich aber immer unter mancherlei Vorwendungen. Mr. Dupré brachte Seiner königlichen Hoheit diese Nachricht, wurde aber noch einmal mit neuen Verhaltungsbefehlen an den Prinzen geschickt, von welchem er aber bald wieder mit eben derselben Antwort unverrichteter Dinge zurückkam.

Unterdessen wurden einige Gardes du Corps von eben demselben Regimente Dupré abgeschickt, welche das Haus, wo der Prinz wohnte, umgaben. Man gab hierauf allen brandenburgischen Dienern und Officianten, die sich bei ihm befanden, von der Sache Nachricht, welches auch in Rücksicht der Offiziere von den Regimentern Savoyen und Chablais beobachtet wurde. Die Ersten bekamen Befehl, den Prinzen Karl zu halten, wenn er sich widersetzen wollte, die Andern aber sollten die Dame hinwegführen; jedoch sollte dies nicht eher geschehen, als bis Dupré die Offiziere versichert hätte, daß dies

der Befehl von Seiner königlichen Hoheit wäre, sowie er auch noch weitern Befehl hatte, immer bei der Person des Prinzen zu stehen.

Nachdem man alles Dieses miteinander verabredet hatte, stieg Mr. Dupré in eine Hofkutsche und fuhr nach dem Quartier des Prinzen. Er fing von neuem an, den Prinzen aufs angelegentlichste und höflichste zu bitten, er möchte sich nach Hofe begeben, welches aber Alles nichts fruchtete. Indessen kamen gemeldete Offiziere dazu und Mr. Dupré, der die Unterredung noch immer fortsetzte, sagte zu dem Prinzen: „Ein Souverän verlangt es doch und Eure hochfürstliche Durchlaucht müssen gehorchen." Der Prinz antwortete: „Auch ich bin Souverän und folglich bin ich nicht gehalten, seinen Befehlen zu gehorchen." Dupré erwiderte: „Er ist Generalissimus des Kaisers, folglich müssen wir uns seinem Willen bequemen." Worauf der Prinz versetzte: „In Kriegssachen kenne ich meine Pflicht und weiß was ich zu thun habe, in dieser Sache aber darf ich ihn nicht als Generalissimus anerkennen." Mr. Dupré erklärte endlich: „Der Befehl Seiner königlichen Hoheit ist, daß ich bei Euer hochfürstlichen Durchlaucht verbleiben soll."

Als indessen die Dame, die am Bette des Prinzen, ihres Gemahls (Beide in Schlafröcken) stand, sah, daß sich die Gemüther erhitzten, so stellte sie sich hinter ihn. Da sich der Prinz von Offizieren umgeben sah, so wollte er nach dem Degen greifen, der allda auf dem Tische lag. Aber als er ihn eben ergreifen wollte, fiel die Dame in Ohnmacht und sank vor Schmerz halb todt auf das Bett. Indessen wurde der Prinz von seinen Offizieren hinausgeführt, und nachdem sich die Dame von ihrer Ohnmacht ein wenig erholt hatte, wurde sie von den Marchesen Civio und Pallavicini übernommen und in die bereitstehende Kutsche gebracht, in welche

sie sich mit ihr setzten und sie nach dem heiligen Kreuzkloster führten.

Sie litt Alles mit der gewohnten Standhaftigkeit. Beim Eintritt in das Kloster sagte sie nur folgende französische Worte: „Ne vous affligez pas, Mesdames; mon crime est d'être princesse!“ Doch aß und trank sie selbigen Tag vor Kummer nichts und nahm blos ein paar Eier zu sich. Gegen Abend fand sich der Cavaliere Tenia im Namen Seiner königlichen Hoheit bei ihr ein. Was sie miteinander gesprochen haben, weiß man nicht. Zuverlässig ist es, daß sie einen Brief an Seine königliche Hoheit selbst geschrieben hatte; man konnte aber vom Inhalte desselben nichts erfahren, sondern man wußte nur soviel, daß sie sich mit folgenden Worten unterschrieben hatte: „Katharina Balbiani, Marquise de Brandebourg.“

Sie blieb indessen im besagten Kloster, wo sie von 60 Soldaten (aus dem brandenburgischen Corps) bewacht wurde, und man glaubt, daß sie ihre Tage da beschließen werde. Jedoch wird sie auf ausdrücklichen Befehl des Souveräns mit allem Benöthigten versehen und unterhalten und dabei nichts gespart.

Der Prinz Karl blieb in seinem eigenen Zimmer, war aber an einer Schulter leicht verwundet, was er selbst mit seinem eigenen Degen gethan hatte, weil er sich, als man ihn anhielt, hatte vertheidigen wollen. Seine Landsleute und andere Cavaliere blieben bei ihm, um ihm zu dienen. Man kann leicht denken, wie sehr er sich müsse erhitzt haben. Insonderheit war er gegen seine Bedienten ungehalten, von denen nicht ein Einziger hierbei seine Partie genommen, ein Lakai ausgenommen, der aber, weil er allein war, fliehen mußte.

Gegen Abend ging Seine königliche Hoheit in Begleitung des Prinzen Eugenius von Savoyen und des Prinzen von

Darmstadt zum Prinzen Karl, den sie aber ganz untröstlich und nüchtern fanden. Von ihrer Unterredung hat man weiter nichts erfahren, als daß der Prinz sich bereiterklärt hat, seine Vermählung auf alle, die feierlichste Weise zu bestätigen, wenn sie ja sollte als Null erklärt werden, und daß er die Dame schlechterdings zur Gemahlin haben wolle, weil er sie aus freier Bewegung zur Gemahlin genommen habe.

Man hat hierauf den Bericht von dieser ganzen Sache nach Rom geschickt, sowie man auch dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg hiervon Nachricht gab. Es hat auch der Prinz Jemanden ersucht, mit Seiner kurfürstlichen Durchlaucht in Berlin zu sprechen und sich bald zur Abreise dahin gefaßt zu machen, um dem Kurfürsten von der Sache Nachricht zu geben, damit er doch endlich zu seinem so sehr gewünschten Zwecke gelangen möchte. Es scheint auch, soviel man weiß, daß ermeldete Person seinem Ansinnen Gehör gegeben habe.

In Rom wurden häufig Congregationen gehalten, um zu entscheiden, ob diese Ehe wirklich gültig sei. Man zog viele verständige und gewissenhafte Prälaten, sowol Gottesgelehrte als Rechtsgelehrte dazu, denen der Papst den Auftrag machte, die Hauptfrage zu entscheiden. Nachdem dieselben Alles in Erwägung gezogen hatten, was für die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Ehe gesagt werden konnte, so wurde endlich der Schluß dahin gefaßt, daß die beiden Eheleute der päpstlichen Dispensation nöthig hätten, weil sie von verschiedener Religion wären.

Aber während daß man die Ausfertigung des Decrets bis auf das Dispensationsgesuch ausgesetzt sein ließ, kam die Nachricht von dem Tode des Prinzen an, der nach einer langen Krankheit (13. Juli 1695) am hitzigen Fieber starb, das vom Zorn und Aergerniß herkam, die ihm die Beraubung seiner Gemahlin verursacht hatte. Auch dieser war die Nachricht von

seinem Tode äußerst schmerzhaft. Er hatte ihr zwar ansehnliche Geschenke von Kleinodien und andern Kostbarkeiten vermacht, sie blieb aber dessenohnerachtet untröstbar und man kann sie mit Recht eine arme, unglückliche Dame nennen.

Es murmelten zwar Viele am turiner Hofe über diese Begebenheit und schrieben den Tod des Prinzen verschiedenen Ursachen zu, sowie auch Einige gar den Verdacht hegten, als ob er an Gift gestorben wäre.

So weit die Darstellung des Ereignisses bei Le Bret.

Der grausame Widerstand, auf welchen das liebende Paar stieß, erklärt sich wol durch die Sorge, welche seine Umgebung und der berliner Hof hegen mochten, daß dieser Verbindung eine Conversion zum Katholicismus folgen werde.

Die Leiche des Prinzen ward nach Berlin geführt und dort am 25. Aug. 1695 mit großem Pomp und Gepränge eingeholt und in der Domkirche beigesetzt.

Die Witwe, anfangs untröstlich und durch alle von Berlin aus gemachten Schritte nicht zu bewegen, den Namen einer Markgräfin von Brandenburg abzulegen, heirathete doch später 1707 in Wien den sächsischen General Grafen Wackerbarth.

Was den Sparrenberg angeht, so wurde derselbe im Jahre 1743 abgebrochen und nur einige Reste, in welchen Gefängnisse eingerichtet wurden, blieben übrig.

4.

Westfälische Geschichtschreibung. — Gütersloh, Rheda, Rietberg. — Erinnerung an den „Europäischen Kutscher". — Eine Geschichte von romantischer Dienertreue. — Johann der Tolle. — Das standesherrliche Verhältniß von Rietberg.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung — die Erinnerung an Persona und Dietrich von Neheim veranlaßt uns zu dieser Bemerkung —, wie fast alle gelehrte Thätigkeit der Westfalen, die zu Ruf und Ansehen gekommen, sich der Geschichte zuwendet. In diesem Fache wäre es leicht, eine Fülle rühmlicher Namen von Westfalen zu nennen, außer Gobelin und Dietrich von Neheim z. B. noch Schaten, Fürstenberg, Rainerus Reineccius, Piderit, Hamelmann, Kerssenbrock, Steinen, Möser, Niesert, bis auf die neueste Zeit herab, die durch Ledebur, Wigand, Seibertz, G. Rosenkranz u. s. w. vertreten wird. Es ist das um so auffallender, weil das Land selbst die Anregung dazu nicht zu enthalten scheint. Dieses ist freilich für die grauesten Zeiten der Geschichtforschung ein denkwürdiger Boden: die Varusschlacht, die großen Heerzüge der Römer, dann die der Karolinger, welche sich in denselben Geleisen wie die des Drusus und Germanicus bewegten, die blutigen Zusammenstöße der Franken und der Sachsen, die

um so erbitterter durchgekämpft wurden, weil seit uralten Zeiten die beiden Völker nicht allein durch Stammes-, sondern auch durch Religionshaß geschieden waren, da Franken und Sachsen in verschiedener „Ehe" oder gesetzmäßigem Wesen (Ewa) und Bunde der Stämme unter sich und mit ihren Göttern lebten — diese Ereignisse und Perioden haben zwar allerdings ihr großes Interesse und bilden ein überwiegend wichtiges Moment der allgemeinen deutschen geschichtlichen Entwickelung. Von da an aber verflacht sich unsere Geschichte sehr früh, und die Theilnahme Westfalens an den großen Weltbegebenheiten bekommt eine eigenthümlich passive Natur. Westfalen hat nie dem Deutschen Reiche einen Kaiser gegeben, nie der Kirche einen Papst oder nur einen der großen geistlichen Kurfürsten des Reichs. Es hat wenig theilgenommen an den Kreuzzügen, obwol es einen großen Helden, Bernhard von Horstmar, dazu stellte. Nur dem Deutschen Orden hat es viel tapfere Streiter zugeführt, wie denn der größte Herrenmeister Livlands, Walter von Plettenberg, der ruhmbekränzte Held von Maholm und Pleskow, ein Westfale war. An den großen kaiserlichen Hof- und Reichstagen sehen wir wenig Westfalen; unsere alten Geschlechter sind selten in den Turnierbüchern verzeichnet; deutscher Minne- und Meistergesang hat uns wenig zu verdanken, kurz wir haben weder neue Ideen noch die Initiative großer Thaten in das buntverschlungene Gewebe der Vorzeit gebracht. Wir haben großen historischen Begebenheiten uns nur passiv hingegeben, z. B. den Verwüstungen durch die Kriege zwischen den Sachsen und den salischen Kaisern, dem Dreißigjährigen Kriege, dem tollen Spuk des Wiedertäuferwesens, das Holländer und Friesen bei uns aufführten. Und doch ist der historische Sinn bei uns immer in eigenthümlicher Weise überwiegend gewesen. Es muß eben im Charakter und Wesen von Land und Leuten

liegen, die ja im historischen Bestand der Sitten, Einrichtungen und Anschauungen seit Jahrhunderten fortgelebt haben. Es ist die Zähigkeit der Volksnatur, die in ihrem einsiedlerischen und wenig beweglichen Wesen sich mit dem Boden des Landes enger und näher verbunden fühlt, als es andere Stämme thun mögen. Diese störrigen Eichengewächse fühlen an ihrer eigenen Widerstandsfähigkeit, daß sie starke und tiefe Wurzeln haben, die im Boden der vaterländischen Geschichte stecken. Daher mag es kommen, daß für diese die Theilnahme, auch fortwährende Thätigkeit noch heute so groß ist. Die Versammlung der deutschen Alterthumsvereine im Herbst 1854 in Münster ist zwar sehr kühl und ungastlich von der Einwohnerschaft aufgenommen und behandelt und sehr in ihren Erwartungen getäuscht auseinandergegangen. Das Interesse aber, welches jene Vereine vertreten, ist in ganz Westfalen darum nicht weniger wach, und für die Geschichte des Landes ist sehr viel geleistet worden. Unsere größern, und zum Theil auch die mittlern Städte: Paderborn, Münster, Osnabrück, Koesfeld, zuletzt Soest haben treffliche Monographien gefunden. Die Herausgabe der westfälischen Regesten durch Erhard, der Geschichtsquellen des Bisthums Münster sind in musterhafter Weise begonnen, und die „Zeitschrift des Westfälischen Vereins für Geschichte" ist eine rasch anwachsende, ausgezeichnete Fundgrube, der wol wenig deutsche Vereine Besseres gegenüberzustellen haben. In Dietrich von Steinen's „Westfälischer Geschichte" haben wir eine umfangreiche Quellensammlung; über die Wiedertäufergeschichten, über Bernhard von Galen ist eine ganze Literatur zusammengeschrieben.

Unsere Weiterreise führt uns jetzt in die Ebenen des Münsterlandes, das uns in seinen Resten von Haiden und Sandstrecken zeigt, was dies Land war vor den Tagen der Eroberung durch die neueste Cultur. Die dicht zusammenliegenden

Städtchen Gütersloh (Station), Rheda (Station) und Wiedenbrück sind in lebhaftem Aufblühen begriffen. Wiedenbrück war ehemals die Hauptstadt einer kleinen, den Fürstbischöfen von Osnabrück gehörenden Herrschaft, welche das Amt Reckenberg hieß und eingekeilt lag zwischen der linkshin sich erstreckenden Grafschaft Rietberg und der rechtsliegenden Grafschaft Rheda, deren Hauptstadt nur eine Viertelstunde weit von der Hauptstadt des Amtes Reckenberg lag! Rietberg erinnert an den Namen des größten österreichischen Staatsmannes, des „Europäischen Kutschers", an Wenzel Anton Fürst von Kaunitz, der einst Gebieter des kleinen Landes war, das nur 20 Reichsthaler und 14 Kreuzer zu jedem Kammerziel zu zahlen hatte und sechs Mann zu Roß für die Reichsarmee stellte. Ursprünglich von Grafen aus dem Hause Arnsberg beherrscht, ging es um 1439 auf die Edeln von Hoya über, aus deren Hause Johann II., genannt der Tolle, der letzte Reichsgraf von Rietberg war.

Unter diesem Regenten kommt ein Zug von romantischer Treue und Pflichterfüllung vor, der noch der würdigen Bearbeitung und Verherrlichung durch irgendeinen stoffsuchenden Balladendichter entgegenharrt. Johann gehörte mütterlicherseits dem Hause der Fürsten von Ostfriesland an, in welchem seit je die bösen Weiber, nach Art der „quade Thalke" (böse Thekla) heimisch waren. Auch Onna von Ostfriesland, die Mutter Johann's des Tollen, war solch eine Art von bösem Schicksal, und ihr Söhnlein Johannes zeigte sich früh als ihr würdiges Ebenbild und ließ sich von der Mutter übeln Rathschlägen sein ganzes Leben hindurch leiten. Er hatte ein mildes und sanftes Frauenbild als Gattin heimgeführt, Agnes, eine geborene Gräfin von Bentheim-Steinfurt; daß aber Frau Onna, die Schwiegermutter, sich mit der Schnur nicht vertrug, braucht nicht gesagt zu werden. Johann selbst behandelte seine Gattin aufs

härteste und roheste; er versagte ihr und seinen beiden Töchtern sogar die Mittel zu ihrem Unterhalt in einer Weise, daß die arme Frau oft in die drückendste Noth kam.

Agnes hatte in solchen Lagen jedoch eine Zuflucht; sie ließ sich nämlich von Johann von Willen, dem Rentmeister ihres Herrn, kleine Vorschlüsse machen, die sie regelmäßig wiederzuzahlen pflegte. Einst aber, als sie einer mehr als gewöhnlich beträchtlichen Summe bedurft hatte, war es ihr unmöglich gewesen, am bestimmten Tage die Wiedererstattung zu leisten; und gerade nun fiel es Johann dem Tollen ein, die Renteirechnungen und Bestände durchsehen zu wollen. Er fand den durch den Vorschuß an die Gräfin entstandenen Kassendefect und brauste gegen seinen Diener auf. Dieser wußte keine genügende Ausrede vorzubringen; daß er das Geld der Gräfin habe vorschießen müssen, verschwieg er; er wollte sie dem Zorne ihres Mannes nicht aussetzen. Der Graf nannte ihn einen Betrüger und drohte mit Galgen und Rad. Johann von Willen schwieg. Der Graf ließ ihn in den Kerker werfen. Willen blieb standhaft. Da befahl Johann der Tolle, ihm einen kurzen Proceß zu machen, und dann ließ er seinen Diener ohne Gnade an den Galgen hängen. (Im Februar 1556.)

Was die Gräfin Agnes abhielt, ihn durch ihr Geständniß zu retten, wenn sie es anders vermochte, was später aus ihr geworden — darüber gibt unsere Quelle keinen Aufschluß.

Das schreckliche Ende des treuen Rentmeisters erregte nah und fern Entrüstung, umsomehr, als unter dem Volke die Sage ging, der Ermordete sei ein natürlicher Bruder des tollen Grafen gewesen, und ferner, das in der Kasse vermißte Geld sei im Neste eines Raben aufgefunden worden, der es nach und nach stückweise durch das offene Fenster des Kassenzimmers fortgeholt habe. Und so war denn Jedermanns Mitleid rege für den armen Gehängten — in der Seele Eines

Mannes aber kochte Wuth und Rachedurst, und dieser Mann war der Bruder des Hingerichteten, Otto von Willen. Er war Secretär des Grafen Johann von Rietberg und selbst mitverwickelt gewesen in die Untersuchung wider seinen Bruder; aber er war glücklich der Haft entflohen und hatte sich in den Schutz des Grafen Bernhard von der Lippe gestellt. Otto von Willen schwur seinen Bruder zu rächen; zwar er war nichts als ein ansehen- und habeloser Mann, der von seiner Anstellung gelebt und mit ihr jetzt Alles verloren hatte; und Der, dem er den Untergang schwur, war der mächtige Gebieter großer Herrschaften in Ostfriesland, die seiner Mutter Erbtheil — er war reichsunmittelbarer Graf zu Rietberg und Ritter des Goldenen Vließes; aber Otto von Willen achtete den Unterschied und das Misverhältniß der Kräfte nicht, und als Johann ihm sogar die Bitte abschlug, die Leiche seines Bruders vom Strange abnehmen lassen zu dürfen, gelobte er sich noch einmal fest die Blutschuld zu vergelten.

Die Art und Weise, wie Otto von Willen mit unbeugsamer, aber auch kein Mittel scheuender Willenskraft dies ausführte, gibt ein so sprechendes Gemälde deutscher Sittenzustände aus dem 16. Jahrhundert, daß schwerlich eines gefunden werden kann, welches charakteristischer wäre. Zuerst füllte Otto die Höfe der benachbarten Dynasten und die nächsten Adelssitze mit seinen Klagen an. Bald aber mochte er einsehen, daß alle diese Herren, deren er als seiner Werkzeuge bedurfte, nicht durch empörtes Rechtsgefühl allein zum Handeln bewogen würden, daß es dazu mehr als bloßer Gemüthsregungen und sentimentaler Beweggründe bedürfe. Otto von Willen organisirte sich jetzt eine förmliche Räuberbande und brach mit ihr brennend und plündernd in die Grafschaft Rietberg ein, überzeugt, daß nun Span mit den Nachbarn und Verwickelungen nicht ausbleiben würden. Die ließen denn in der That

nicht auf sich warten; Johann von Rietberg beschuldigte den Grafen von der Lippe, er sei der Beschützer der Bande, die in sein Gebiet eingebrochen, und da es Johann's Weise nicht, irgendeine Reizung, sie mochte kommen woher sie wollte, ruhig hinzunehmen, so setzte sich „der Tolle" zu Roß, und mit geschwärztem Angesicht, umgeben von einer Schar Spießgesellen, welche ebenfalls, um unkenntlich zu bleiben, das Gesicht schwarz gefärbt hatten, überfiel er die Burg eines lippeschen Vasallen, des Herrn von Wendt, der den ehemaligen Schreiber Johann's bei sich empfangen und bewirthet hatte. Die Burg wurde während der Abwesenheit ihres Herrn gewaltsam eingenommen und rein ausgeplündert; Alles, was vorhanden, wurde eingesackt, selbst die Kleider, welche die zwei Töchter des Herrn von Wendt trugen, wurden ihnen vom Leibe gerissen und sie mit ihrer Zofe nackt und mishandelt zurückgelassen.

Die Dinge waren nun dahin gediehen, wohin Otto von Willen wahrscheinlich sie hatte kommen sehen wollen. Der Graf von der Lippe, zu dessen Gebiet die geplünderte Burg gehörte, griff zu den Waffen, brach verheerend in die Grafschaft Rietberg ein, und mit jener seltsamen Logik der alten Biederzeiten, welche die Vergehen der Herren mit Feuer und Schwert an den Unterthanen rächte, wurde Alles zunichte gemacht, verbrannt und geraubt, was sich vorfand. Das gräflich Rietberg'sche Jagdschloß Holte ging in Fammen auf, die Stadt Rietberg, das ganze Land gerieth in die Hand des Feindes, und der tolle Johann fand nur Schutz hinter den breiten Gräben seines Residenzschlosses, das, auf Pfahlwerk in einen Sumpf gebaut, im Volksmunde das Dreckschloß hieß, von seinen Erbauern aber „Eden" genannt wurde. Hier wurde er belagert; der Fürstbischof von Paderborn, bei dem Johann auch einige Liebesdienste auf dem Kerbholz hatte, sandte Truppen zur Verstärkung der Angreifenden, der west=

fälische Kreistag zog die ganze Angelegenheit vor sein Forum, und da Johann sich halsstarrig geberdete, wurde er endlich als Landfriedensbrecher in die Reichsacht erklärt. Der Herzog von Jülich als Oberster des Kreises rückte mit der bewaffneten Macht desselben vor Eden; das Schloß wurde nachdrücklichst beschossen, dann wurde mehrmals Sturm gelaufen — aber es war kein leichtes Werk, den tollen Johann zu überwältigen, der sich wie ein wunder Eber seiner Haut wehrte. Sieben Monate lang noch flatterte sein Banner, der goldene Adler im blauen Schilde, auf den zerschossenen Thürmen von Eden; da zuletzt war ihm der Athem ausgegangen, d. h. es war das letzte Stück Brot verzehrt und das letzte Korn Pulver verpufft — am 2. Juni 1557 ergab sich die Veste.

Graf Johann schritt, auf einen weißen Stab gestützt, über die niedergelassene Zugbrücke seines Schlosses und übergab seinen Degen dem Edeln Kaspar von Quernheim, dem Stellvertreter des Herzogs von Jülich. Er wurde nach Deutz gebracht und hier zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt; nachdem ihn der Herzog von Jülich dem Erzbischof von Köln zur Hut übergeben, ließ dieser ihn in das kölner Augustinerkloster von St.-Martin sperren, obwol vielfach, auch von Seite Margarethens von Parma, der Statthalterin der Niederlande, für seine Befreiung gewirkt wurde. Zwei Jahre nach seiner Gefangennehmung starb seine Mutter, die böse Onna. Was aus Otto von Willen geworden ist, wird uns nicht berichtet. Johann selbst bewahrte einen stoischen Gleichmuth in der Gefangenschaft und warf sich, als einer Tröstern seiner Einsamkeit, der Wissenschaft in die Arme. Auf dem Schlosse Esens in Ostfriesland zeigte man noch lange nach seinem 1564 erfolgten Tode die Manuscripte seiner Uebersetzungen deutscher Werke ins Lateinische. Ein Bildniß, das dort noch von ihm vorhanden ist, stellt ihn in einem seiner Wuthanfälle vor,

mit den Geberden eines Rasenden, und ist so scheußlich, daß die Volkssage entstehen konnte, er habe es einen Maler zur Strafe malen lassen.

Sein von der Mutter, der „magistra omnium malorum", ererbtes Naturell scheint auf seine älteste und Erbtochter Walpurgis übergegangen zu sein, welche mit dem Grafen Enno von Ostfriesland vermählt war. Sie wurde in Ostfriesland 1586 im Wochenbett zusammt dem neugeborenen Kinde vergiftet, und zwar wahrscheinlich durch eine von ihr mishandelte Dienerin, die dafür mit dem Feuertode bestraft wurde. Die Grafschaft kam durch sie oder ihre Erbtochter, die schöne Sabine, welche im directen Widerspiel mit Mutter und Großvater um ihrer Frömmigkeit und Güte willen wie eine Heilige verehrt wurde, an die Grafen von Ostfriesland und von diesen um 1699 abermals durch eine Erbtochter Maria Ernestine an den Grafen Maximilian Ulrich von Kaunitz, dessen Sohn der berühmte Staatskanzler war. Unter der Regierung desselben war der Pastor von Rietberg Generaladministrator des Landes, und dieser geistliche Herr wußte seine Stellung vortrefflich auszufüllen und gab alle Ursache, mit seinem Regententalent zufrieden zu sein. Des Staatskanzlers Söhne, zuerst Ernst Christoph II., dann Dominicus Andreas, folgten ihm in der Regierung. Mit des letztern Sohn Alois ist im Jahre 1848 der Mannsstamm der Kaunitz erloschen. Alois hatte jedoch schon im Jahre 1822 die seit 1807 mediatisirte Grafschaft an den Gutsbesitzer Friedrich Ludwig Tenge zu Barkhausen verkauft. Es entstand dadurch ein großer und verwickelter, endgültig im Jahre 1834 für den Ankäufer entschiedener Proceß mit dem Hause Liechtenstein, das Erbansprüche schon früher, 1690, erhoben hatte und sie jetzt wiederaufnahm; sodann erhob sich die Frage wegen der Ausübung der „standesherrlichen Rechte". Diese Prärogativen sind allerdings

zumeist Ehrenrechte, welche wesentlich aus Humanität, wenn man will als eine Art von Schmerzensgeld, eine Entschädigung für die verlorene Territorialhoheit, den Personen gelassen oder eingeräumt wurden, welche eben eine solche Hoheit verloren hatten. Zum Theil haben diese Rechte aber auch einen ganz reellen Werth, z. B. das Recht zu Beamtenernennungen, die Standschaft in Provinzial- und allgemeinen Ständeversammlungen u. s. w. Gewiß gingen alle diese Befugnisse dem Fürsten Alois von Kaunitz durch die Veräußerung der Standesherrschaft verloren, und es war Sache der österreichischen Regierung, ob sie den Fürsten als einen der im deutschen Staatsrecht vielbesprochenen „Personalisten", als einen Standesherrn ohne Standesherrschaft betrachten wollte oder nicht. Preußen, das durch eine Declaration vom Jahre 1820 sich ausdrücklich das Recht vorbehalten hat, die persönlichen Verhältnisse eines Mediatisirten, der sein Land verkauft, zu bestimmen, hat den Fürsten Kaunitz, wie ebenfalls den Fürsten Salm-Kyrburg, den Grafen Wallmoden, den Freihern von Bömmelberg von der Liste seiner Standesherren ausgeschlossen. Andererseits müßten wir jedoch sehr irren, wenn standesherrliche Rechte nicht bereits mehrmals und in wiederholten Fällen bei Veräußerungen des betreffenden Gebiets an Personen des hohen Adels, welche die Ankäufer waren, mit übertragen worden wären. Da die Rheinische Bundesacte im Artikel 27 den ehemals Reichsunmittelbaren alle Domänen und die verschiedenen Ehrenrechte als Privateigenthum, „comme propriété patrimoniale et privée", überläßt, so müssen diese Ehrenrechte doch auch mitverkäuflich sein. Im vorliegenden Falle, wo der Käufer keine Person des hohen Adels, ist jedoch das ganze standesherrliche Verhältniß der Grafschaft Rietberg gelöscht und annullirt worden.

Der andere oben genannte Hauptort eines kleinen ehema-

ligen reichsunmittelbaren Gebiets, das am sandigen Ufer der Ems liegende Rheda, ist die Residenz der Fürsten von Bentheim=Tecklenburg=Rheda, einer seit dem Jahre 1500 abgezweigten Linie des uralten Bentheim'schen Hauses; doch wird Rheda in neuerer Zeit während der Sommermonate von der fürstlichen Familie um des freilich unendlich schöner liegenden Schlosses Hohen=Limburg willen verlassen, das in seiner Lage an der kleinen, aus den sauerländischen Bergen hervorbrechenden Lenne ein faux air vom schönen Heidelberg hat. Beide Besitzungen, Rheda und Limburg, umfassen etwa vier Quadratmeilen; der jetztregierende Herr ist Fürst Moritz Kasimir, geboren 1795 und vermählt mit Fürstin Agnes von Sayn=Wittgenstein=Hohenstein.

5.

Oelde. — Stromberg. — Der Ort der Varusschlucht. — Ehren-Cotius und die Kühe. — Hamm und die Mark. — Die Kohlen- und Eisenindustrie. — Kappenberg. — Stein.

Nach Rheda erreichen wir Oelde, eine jener münsterländischen Ackerstädte, die alle denselben Charakter haben, ziemlich ärmlich aussehende Nester mit Häusern aus Fachwerk, welche die Giebel der Straße zukehren und umsonst sich durch die bunteste Tünche, gelb, grün, roth, blau und alle möglichen Regenbogenfarben ein Ansehen zu geben suchen. Das Pflaster ist entsetzlich, die Düngerhaufen liegen als Höhenmesser der häuslichen Wohlhabenheit, als Gegenstände des Familienstolzes vor den Thüren aufgeschichtet. Hier und dort erinnern ein paar Linden vor dem Hause mit einer Steinbank an die Sitte der Altvordern, welche wie zur bleibenden Erinnerung daran, daß sie aus der freien grünen Natur und der Waldeinsamkeit in den Schutz ummauerter Städte geflüchtet, junge Bäume aus ihren „Kämpen" mitnahmen und alle Straßen der Städte damit besetzten. Solcher kleinen Städte gibt es sehr viele in Westfalen; sie haben, besonders seit dem Aufhören der Herzogsgewalt durch den Sturz Heinrich's des Löwen, dem ein Zustand von großer Rechtsunsicherheit folgte,

zahlreiche Familien vom Lande in ihren Mauern aufgenommen. Merkwürdig aber ist, daß der weitaus größere Theil der Bevölkerung noch bis auf den heutigen Tag über das ganze Land zerstreut in einzelnen Höfen wohnt. Wenn man einen Blick auf die Geschichte Westfalens wirft, so muß man sich sagen, daß es eigentlich, die ganze Zeit des Mittelalters hindurch bis auf das Ende des 17. Jahrhunderts, eine völlige Unmöglichkeit war, in dieser Art die alte einsiedlerische Weise des getrennten Wohnens, wie sie schon Tacitus beschreibt, festzuhalten. Das Land ist nämlich fortwährend von Kriegsstürmen heimgesucht, von dynastischen Fehden überzogen, von ritterlichen Strauchdieben geplündert, von den Kriegsvölkern zur Zeit der Religionskämpfe gebrandschatzt, verheert, bis aufs Blut ausgesogen worden. Und immer war es das offene flache Land, waren es die vereinzelt und schutzlos wohnenden Bauern, welche zuerst dabei herzuhalten hatten, welche ihre Häuser verbrannt, ihre Habe bis auf den letzten Pfennig und den letzten Strohhalm für gute Beute erklärt sehen mußten. Aber dennoch hat dieses starre und eigensinnige Geschlecht sich nicht belehren lassen; statt, wie es andere Stämme machten, in eine wehrhafte und mauer- und grabenfeste Stadt ihre weite, oft stundenlange „Bauerschaft" zusammenzuziehen, haben sie den Hof, wenn er zehn mal von den Schnapphähnen niedergebrannt war, doch zum elften male wieder an derselben Stelle errichtet, wo er nun einmal seit 1000 Jahren gestanden!

Links von Oelde, eine halbe Stunde südlich, liegen die Höhen von Stromberg. Es ist eine inselartige Bergerhebung, welche hier aus der weiten westfälischen Ebene aufsteigt und einen beinahe unbegrenzten Ueberblick über den ganzen dreieckigen Flachlandbusen gestattet, den wie eine ununterbrochene Schutzwand Berge umgeben; gen Süden die vom Rhein her in gerader Linie nach Osten streichende Mauer des Haar-

strangs, gegen Nordosten der lange Zug des Teutoburger Waldes, der sich in der „Egge" (Ecke), als der Spitze des Dreiecks, mit dem Haarstrang unmittelbar verbindet, ohne durch irgendein Flußthal durchbrochen zu sein. Dieser Bergwall gegen Süden, Osten und Nordosten spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte Westfalens. Er hat die Blicke seiner Bewohner von Dem, was jenseit dieser Berge vorging, abgewendet, ihre Verbindung mit dem Reiche gelockert und geschwächt und dem natürlichen Zuge ihrer Entwickelung eine Richtung nach dem Niederrhein und den Niederlanden hin gegeben. Besonders ist dies der Fall im Flußthal der Ems, das wir vom Stromberg aus weithin überschauen, wie es, anfangs nach Nordwest gerichtet, sich da, wo in der Ferne die Thürme von Münster auftauchen, ganz nördlich wendet. Die Aussicht von der Höhe des Strombergs herab beherrscht die prachtvoll liegende alte Kreuzkirche, ein berühmter Wallfahrtsort mit einem wunderthätigen Crucifix, das in einem schönen kapellenartigen Holzschnitzwerk als Gehäuse aufbewahrt wird. In alter Zeit erhob sich da oben neben der Kirche noch eine mächtige und berühmte Ritterburg, zu welcher eine der „vier Burggrafschaften des Reichs" gehörte. Der letzte der Burggrafen von Stromberg war Johannes VI. „ultra omnes suos progenitores divitiis exaltatus et castro fortificatus", wie es in der Chronik heißt. Im Trutz auf die feste Burg zu Stromberg und sein Schloß zu Krassenstein ließ sich Johannes verleiten, in Raubzügen und verwegenen Thaten jenes Maß zu überschreiten, über welches hinauszugehen auch im 14. Jahrhundert gefährlich werden konnte. Der rastlose Bischof Florenz von Wevelinkhoven zu Münster erwirkte deshalb wider ihn von Kaiser Karl IV. die Acht und setzte sie mit entschlossener Hand ins Werk. Er zog mit den Feinden des Aechters vor dessen Burg und brach seinen gewaltigen Thurm

und den steinernen kostbaren Hausbau daneben; Burggraf Johann mußte flüchtig aus der Halle seiner Väter scheiden, um sie nie wiederzusehen. Er trieb sich nun in Westfalen und Sachsen umher, bei andern, seinem geistlichen Verfolger aufsässigen Dynasten, und man sieht aus den einzelnen Andeutungen der Chroniken, wie jene seinen unauslöschlichen Haß wider den Bischof Florenz schürten und benutzten, um an ihm einen verzweifelten und nicht zu bändigenden Streitgesellen zu haben. Zuletzt, um 1377, fand er jenseit der Weser in Reburg im Kalenbergischen und in Grubenhagen bei Eimbeck Aufnahme; aber es litt ihn dort nicht, es zog ihn gen Westen in seine westfälische Heimat zurück. Hier ist er auf irgendeine Weise jedoch in die Gewalt des Bischofs gerathen, der ihn in Bredevort in der Diöcese Uitrecht (Florenz war ebenfalls in Uitrecht Fürstbischof) gefangensetzte. Johann hinterließ keine männliche Nachkommenschaft und mit dem Burggrafenthum von Stromberg wurden seitdem die Bischöfe von Münster belehnt, führten auch auf den Reichstagen als solche ihre Stimme.

Nachdem wir Oelde verlassen haben, tauchen bald, ganz gen Süden, andere Höhen, welche den Horizont schließen, vor uns auf. Sie trennen uns vom Thale der Lippe, welche jenseits strömt, und es ist sehr möglich, daß diese Höhen der classische Boden, die als Zankapfel der Gelehrten so bekannte, sonst aber leider noch unbekannte famose Stelle: „wo Hermann den Varus schlug“, sind. Erst in neuerer Zeit ist man zu dieser Hypothese gekommen, oder besser zurückgekommen, denn bei ältesten Schriftstellern findet sie sich bereis, namentlich bei Johannes Cuspinianus, der der Mitte des 16. Jahrhunderts angehört, und in dem 100 Jahre später herausgekommenen Atlas von Janson, worin die Notiz: „circa hos saltus periisse videtur Q. Varus cum tribus legionibus“

sich neben jenen Bergen befindet. Die Entscheidung der Frage ist deshalb so mislich, weil sich aus den Quellen, deren hauptsächlichste die Erzählung des Dio Cassius bildet, gar nicht ermitteln läßt, wo das römische Heer unter Varus sein Standlager in Westfalen hatte. Das aber ist unwidersprechlich, daß dies Heer die Niederlage erlitt, indem es sich auf dem Rückmarsche, dem Rhein zugewendet befand. Schon aus einer einfachen Ursache, die, soviel wir wissen, keinem der gelehrten Herren, welche über diese Frage Bücher geschrieben haben, eingefallen ist. Die Germanen hatten einen Aufstand erregt, um den Imperator zur Dämpfung desselben von seinem Standorte wegzulocken. Es wäre nun sehr thöricht von ihnen gewesen, hätten sie diesen Aufstand da, wo Justus Möser und andere Autoritäten dieser Frage ihn suchten, veranstaltet, nämlich weit vorwärts in den deutschen Wäldern, gen Nordosten hin. Mußte sich der Kriegsrath dieser tapfern Enkel Teut's nicht sagen: Wer bürgt uns, daß der römische Feldherr so leichtsinnig ist, im Spätherbst mit seinem troßreichen Heer aufzubrechen und sein Standlager zu verlassen, um sich, zur Dämpfung eines Aufruhrs weit im Nordosten, mit unverzeihlicher Unbesonnenheit in unsere Urwälder zu stürzen? Mußten sie sich nicht sagen: Damit wir sicher sind, daß Varus sein verschanztes Lager wirklich verläßt und wir die Vortheile, ihn auf dem Zuge durch die Wälder angreifen zu können, erlangen, ist es nöthig, daß der zu erregende Aufstand ihn zwinge, aufzubrechen, daß derselbe mithin an einer Stelle angestiftet werde, von wo aus er die Verbindung der Römer mit ihrer Operationsbasis am Rhein bedroht? Dies scheint einleuchtend und deshalb wurde der fragliche Aufstand wol ohne Zweifel im östlichen Theile des Herzogthums Westfalen — wie alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, bei den Marsen erregt. Die ganze Erzählung des Dio zeigt denn auch den Varus auf einem

Marsche, auf welchem er den Aufstand zu unterdrücken und zugleich seinen Rückzugspunkten sich zu nähern beabsichtigt haben muß. Zu einer Art Kabylenexpedition weiter vorwärts ins Innere des Landes würde er sicher nicht den ganzen Troß, alle Weiber und Kinder mitgenommen haben; und was noch sicherer, er würde, in so arge Noth gerathend, nicht wie ein Stier immer weiter vorwärtsgerückt sein, sondern Dio würde uns sagen: so angefallen und bedrängt und die Hoffnung, seinen Zweck, die Unterwerfung einer fernen empörten Völkerschaft zu erreichen, aufgebend, befahl der Feldherr den Rückzug!

Sieht man nun nach dem saltus, der Waldhöhengegend sich um, wo Armin und Segimer die Legionen des Augustus schlachteten, so bleibt nicht wohl eine andere, durch ihre Beschaffenheit und ihre Lage den Angaben der Quellen entsprechende übrig als jene oben bezeichneten Höhen, die uns eben auf unserer Reise den Blick gen Süden begrenzen. Die Berggegend bei Detmold, die nach der verbreitetsten Annahme im glücklichen Besitz des Schlachtfeldes ist, scheint uns dazu viel zu weit vom Rhein entfernt. Nach Dio Cassius ließen nämlich am dritten Schlachttage die Deutschen von der Vernichtung des Restes der Legionen ab, in der falschen Meinung, der am Niederrhein (wahrscheinlich in Xanten) stehende Legat Asprenas komme den Römern zu Hülfe; in der That, heißt es dann, kam ihnen, sobald er das Unglück hörte, Asprenas zu Hülfe, sodaß noch manche der Tapfersten gerettet wurden. Dies aber wäre eine reine Unmöglichkeit gewesen, wenn der Bote mit der Unglücksnachricht den weiten Weg aus der Gegend nördlich der „Dörenschlucht" bis zum Niederrhein hätte machen müssen; Asprenas wäre dann sicherlich mit seiner Hülfe zu spät gekommen! Aus diesen und vielen andern

Gründen*) scheint danach jenes lippische Gebirge sich nur usurpatorisch des Namens Teutoburger Wald — das Wort taucht nur ein einziges mal mit Beziehung auf diese Schlacht im Tacitus auf — bemächtigt zu haben, und wenn das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg nicht vollendet ist — wer weiß, ob nicht, wie das Böse seine Dämonen, auch die Wahrheit ihre kleinen boshaften Geister habe, die das Unternehmen nicht zustande kommen ließen, weil der alte Cheruskerkönig nun einmal auf die Grotenburg nicht gehört?

Unsere nächsten Stationen sind Beckum und Alen. Jenes ist das Schilda oder Schöppenstädt von Westfalen, ohne daß wir den Grund anzugeben wüßten, was bei der Erhebung dieser Stadt zur Zielscheibe des provinziellen Witzes gerade für sie den Ausschlag gegeben hat. Von Alen ist nur die tragikomische Art und Weise zu berichten, wie in seinen Mauern dem Lutherthum durch die Weiber der Garaus gemacht wurde. Der von Osten her sich verbreitenden Reformation schlossen sich die östlichen Städte des Münsterlandes bald an, als die Hauptstadt die Beute des religiösen Haders geworden war. Die westlich liegenden dagegen verharrten auf der Seite der Altgläubigen. In Alen gab man sich der neuen Strömung der Geister mit großem Eifer hin, lief Sturm gegen die Bilder und sah sich nach einem tüchtigen Prediger der reinen Lehre und des geläuterten Wortes um. Nun war ein gelehrter und gescheiter Mann in der Stadt, Lehrer der lateinischen Schule und Stadtschreiber, gebildet zu Wittenberg, Namens Cotius. Auf ihn, der aus seinen religiösen Ueberzeugungen

*) Wer für den Gegenstand sich interessirt, dem empfehlen wir „Die Niederlage des Q. Varus und Germanicus' Kriegszug durchs Bructererland", von Reinking (Warendorf 1855). In dieser kleinen Schrift sind die bisherigen Ansichten mit großer Klarheit zusammengestellt und geprüft.

niemals Hehl gemacht hatte, richteten sich Aller Augen. Aber Magister Cotius war ein vorsichtiger Mann. Er zog vor, in zweiter Linie zu bleiben und andere Prädicanten das Eis brechen zu lassen. Erst als durch diese der Gottesdienst und das Predigtamt eingerichtet war, gab er erneuten Bitten nach und übernahm die geistliche Leitung der nach dem lautern Evangelio dürstenden Gemeinde; aber vorher mußten ihm Rath und Bürgerschaft einen feierlichen Eid schwören, daß sie nun und nimmermehr von der neuen Lehre ablassen, vielmehr Gut und Blut mit ihrem Prediger opfern und bis in den Tod bei ihm ausharren wollten. Dieser Eid wurde freudig geschworen und Cotius wurde nun Rector der Hauptkirche.

Die Kirchen der Stadt wurden jedoch nach altem Recht von den Mönchen des adeligen Gotteshauses Kappenberg besetzt, und unter der geistlichen Genossenschaft dieses Klosters war Einer, der den Verlust solchen Patronatsrechts nicht zu verwinden vermochte. Er hieß Johann Harmen zu Haaren und gehörte einer seit je durch unbändige Wildheit und Rauflust sich auszeichnenden Familie an, aus der Gottfried von Haaren bekannt ist durch das mit dämonischer Bosheit ausersonnene eiserne Halsband, welches er seinem Gegner Lambert von Oer um den Hals schlug, und das noch auf Kakesbeck, dem Stammsitz der Familie von Oer, gezeigt wird. Johann von Haaren nun verschaffte sich unter der Hand von Fürstbischof und Domcapitel die Zusicherung, daß man es mit einem etwaigen kleinen Landfriedensbruche nicht so genau nehmen werde; dann versammelte er Vettern und Freunde um sich und trieb mit einer ansehnlichen Reiterschar an einem nebeligen Septembermorgen 1533, während die Bürger in der Kirche andächtig der Predigt zuhörten, diesen ihr sämmtliches Vieh von den Weiden — ein Schaden, der auf 11,000 Goldgulden geschätzt wurde.

Dieser Vorfall übte einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf die Gemüther: statt zu ergrimmen über die gewaltthätigen Gegner und den räuberischen Mönch von Kappenberg, entbrannte heller Zorn wider das „geläuterte Wort Gottes" und wider den Anstifter des Uebels, Ehren-Cotius, der allein gemeiner Stadt und Bürgerschaft solche Dinge zugezogen; und noch auf den Stadtweiden, wo man den Schaden besah, erhoben sich Verwünschungen, geballte Fäuste und gezogene Schwerter gegen ihn. Cotius mußte sein Heil in der Flucht suchen: aber die Menge stürzte sich hinter ihm her und nur mit genauester Noth erreichte der geängstigte Rector vor ihr sein Haus, in welchem er sich nun schnell verbarrikadirte. Die Bürger aber zogen die Sturmglocke und verlangten wüthend vom Rath, daß er Cotium fassen lasse und an die Kappenberger zum Umtausch gegen die Kühe ausliefere. Männlich widersetzte sich diesem Verlangen der Rath. „Das ist ganz und gar unthunlich", ließ Herr Gerhard Ossenbeck, der Bürgermeister, sich vernehmen, „wollen wir nicht eidbrüchig werden; denn wir haben Alle geschworen, zu Cotio zu stehen bis in den Tod." Dieser Einwurf machte die erhitzte Bürgerschaft einen Augenblick stutzig, aber auch nur einen Augenblick, denn alsbald hieß es, das haben nur die Männer geschworen, die Weiber aber nicht, darum sollen die Weiber ihn fangen und ausliefern! Allgemeiner Beifall ward diesem Vorschlage; die Weiber nahmen die Waffen ihrer Männer, andere holten Leitern und Hacken herbei und stürzten nun zum Hause des Rectors, um es zu erstürmen. Die unregelmäßig geführte Belagerung war jedoch nicht glücklich, da die Frau des Rectors Töpfe mit siedendem Wasser bereithielt und eine unerschrockene hartnäckige Vertheidigung entgegensetzte; und als sich vollends das Gerücht erhob, Cotius sei schon aus dem Hause entkommen und in anderm Versteck geborgen, zogen die weiblichen Be-

lagerungstruppen ab. Cotius war allerdings schon aus seinem Hause entschlüpft; vier Tage saß er auf einem Speicher im Stroh versteckt, ohne Nahrung und „von Gott so wunderbar gestärkt, daß er auch gar kein Verlangen weder nach Speise noch Trank empfand“, sagt der Geschichtschreiber dieses denkwürdigen Aufruhrs; dann halfen die Rathsherren ihm über die Stadtmauer und er entkam glücklich gen Münster. Alen aber kehrte von nun an unwandelbar in den Schoos des Katholicismus zurück.

Die nächste Station, welche wir erreichen, ist Hamm. Diese kleine Stadt an der Lippe, welche sich hier durch große und fruchtbare Weideländereien schlängelt, bildet den Knotenpunkt für die zwei großen westfälischen Eisenbahnlinien, die Köln-Mindener und die Westfälische Eisenbahn, welche letztere aus Thüringen und Hessen gen Norden zum Seehafen Emden führt. Hamm hat dadurch einen sehr großen Aufschwung genommen und steigt zusehends an Häuser- und Menschenzahl und an Wohlstand. Ueberhaupt ist diese Grafschaft Mark, deren Hauptstadt Hamm, ein reich von der Natur gesegnetes Land. Nicht allein besitzt es jene breite Bank üppig-fruchtbaren Kleibodens, der sich vom Paderbornischen im Osten bis weit nach dem Rhein hin gen Westen zieht und, der Hellweg genannt, die gewerbthätigsten, wohlhabendsten Städte Westfalens trägt; es hat daneben die Unzahl ergiebiger Salzquellen, von denen wir nur Unna und Werl nennen; daran schließt sich der fabelhafte Reichthum an Steinkohlenlagern; und um die Schätze des Bodens fortführen zu können, besitzt die Mark jene zwei merkwürdigen Wasserstraßen, die Ruhr und die Lippe, welche nahe nebeneinander her ganz parallel sich dem Rheine zuschlängeln, beide schiffbar, die Ruhr dank dem Eifer und den Bemühungen des Ministers von Stein, der am Ende des vorigen Jahrhunderts, seit 1788, bekanntlich als märkischer Kammerprä-

sident die preußischen Besitzungen in Westfalen und am Rhein verwaltete, und dann seit 1802 als Oberpräsident von Westfalen die Organisation der neuerworbenen Landestheile übernahm. Die Lippe ist schiffbar gemacht durch die nicht minder eifrige Fürsorge des Herrn von Vincke, welcher Stein's Nachfolger als Oberpräsident von Westfalen war und sehr energisch das mühevolle Werk durchführte, das mit gewaltigen Schwierigkeiten zu ringen hatte. Jetzt sind die Schwierigkeiten glücklich überwunden, zahlreiche Kähne bewegen sich auf den besiegten Gewässern, Schleppschiffahrtgesellschaften constituiren sich, und was mit deren Hülfe die Ruhr- und Lippenachen nicht fortschaffen, das führen die endlosen Güterzüge der Eisenbahnen vondannen. Der steigende Wohlstand infolge steigenden Verkehrs und steigender Arbeitsnachfrage läßt sich am besten am fallenden Werthe des Geldes ermessen; und daß das Geld im Werthe sinkt, zeigt sich nirgends mehr als in diesen Hauptverkehrsplätzen an den westfälischen Eisenbahnen wie Hamm und Dortmund: das Leben ist hier in diesen kleinen Städten beinahe so theuer wie in den größten Hauptstädten Deutschlands, sodaß Alles Wehe schreit, dessen Einkünfte sich nicht wie alle Preise verdoppelt haben.

Das kann man nun freilich nicht von Denen sagen, welche so glücklich sind, in dieser glücklichen Grafschaft Mark eine Kuxe in einer Kohlenzechengewerkschaft zu besitzen. Wir zweifeln, ob irgendwo in der Welt eine Industrie je so riesenhafte Fortschritte gemacht hat wie der Kohlenbau hier. Wer mithin der alleinige Besitzer von Kohlenzechen ist, wie z. B. die Freiherren von Fürstenberg und Romberg, oder wie einige reiche Einwohner der Stadt Dortmund, der sieht seine Einkünfte in einer wahrhaft traumhaften Weise vergrößert; aber auch die Inhaber von einzelnen Kuxen oder nur Kuxenantheilen (die Kuxen werden meistens in Sechzehntheile getheilt, während

ein einzelnes Bergwerk, „die Zeche", 130 Kuxen enthält, von denen zwei dem Eigenthümer des Grundstücks zufallen, auf welchem geschürft ist) ziehen glänzende Renten von den Unternehmungen, die sich natürlich jetzt zahlreich und fast beängstigend ohne Aufhören vermehren. Beinahe in gleichem Maße steigt die Zahl anderer industrieller Unternehmungen, besonders die Metallindustrie, die Eisenhütten, die Messinggußwaaren-, die Stahlfabriken u. s. w., während die ältern Etablissements sich ausdehnen und immer großartigere Verhältnisse annehmen. — Puddel- und Walzwerke sind in reger Thätigkeit, auch der Galmeibergbau erfreut sich eines schwunghaften Betriebs. Das wichtigste aber ist die Thätigkeit der Hohöfen. Davon waren im westfälischen Hauptbergdistrict im Jahre 1853 schon zwölf im Betriebe. Die Production dieser Oefen an Roheisen und Gußwaaren, welche im Jahre 1837 nur 100,000 Centner betrug, hatte sich auf 600,000 Centner im Jahre 1853 gesteigert (mit einem Verbrauch von 410,000 Centnern Coaks im Jahre 1853); im Jahre 1854 aber hat sie bereits die Höhe von 1,233,940 Centnern erreicht, mit einem Verbrauch von 850,000 Centnern Coaks. Die Ziffer von 1855 ist: 2,037,670. Das Coaksroheisen wurde zum bei weitem größten Theil aus nassauischen Braun- und Rotheisensteinen erblasen. Doch hat man auch im Ruhrkohlenbassin Blackband oder Kohleneisenstein entdeckt, von welchem Erz im Jahre 1852 etwa 15,000 und 1854 schon über 200,000 Tonnen gefördert wurden. Die neuentdeckten Braun- und Thoneisensteinlager am südlichen Rande des Ruhrkohlenreviers sind von gleicher Wichtigkeit, und so trägt Alles dazu bei, diese Metallindustrie ins Unberechenbare zu steigern. Wir führen nur noch an, daß im Laufe des Jahres 1855 beinahe ein halbes Dutzend neuer Hohöfen in Betrieb gekommen sind.*)

*) Vergl. die Schrift von Oechelhäuser: „Die Eisenindustrie des

Auf der pariser Weltausstellung von 1855 war denn auch die Metallindustrie von keiner Seite so glänzend vertreten als von Westfalen. Einer der Berichte sagt darüber: „Das Kohlenbassin der Ruhr ist der Hauptsitz dieser Industrie; man zählt dort gegenwärtig schon 20 große Coakshohöfen und eine verhältnißmäßige Zahl von Puddelöfen. Von diesen 20 Hohöfen gehören 12 der Gesellschaft «Phönix». Diese Gesellschaft besitzt jetzt bekanntlich die Hohöfen zu Borbeck bei Dortmund, die Hohöfen und Eisenhämmer zu Ruhrort, die Hohöfen zu Kupferdrey und den Eisenhammer zu Eschweiler. Außer verschiedenen Arten von Schienen und sonstigen Eisengußfabrikaten erwähnen wir einen runden eisernen Baum, welcher 66 Centner wiegt; derselbe hat 27 Centimeter (etwas über 8 Zoll) Durchmesser, 21 Fuß Länge, und ist das größte Stück gehämmerten Eisens, das sich auf der Ausstellung befindet. Alle Fachmänner bewundern dieses seltene Stück und lassen dem Etablissement, aus dem es hervorgegangen ist, die verdiente Anerkennung widerfahren. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir hinzufügen, daß der Leiter der Gesellschaft «Phönix» ein Franzose, Namens Detillieux, ist, welcher zuerst das englische Verfahren im Ruhrdistricte heimisch gemacht hat. Sämmtliche Hütten der Gesellschaft beschäftigen 6380 Arbeiter und verarbeiten jährlich 170,000 Tonnen Eisenerz, 215,000 Tonnen Kohle, 53,000 Tonnen Gußeisen und 32,000 Tonnen Eisen. Außerdem ist der Ruhrdistrict durch die Eisenwerke von Jacobi, Haniel und Huyssen in Sterkrade und Oberhausen, vorzüglich aber durch die herrlichen Fabrikate von Krupp in Essen vertreten. Man behauptet nicht zu viel, wenn man

---

Zollvereins" (Duisburg 1855). Ueber Hamm und die Grafschaft Mark im Allgemeinen verweisen wir auch auf die Notizen in unserm Büchlein: „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen."

sagt, daß diese Krupp'sche Ausstellung der Glanzpunkt der ganzen Metallindustrie ist, soweit sie im Industriepalast vertreten ist. Niemals hat man so ungeheure Stücke Gußstahl gesehen wie die, welche Herr Krupp ausstellt. Wir erwähnen namentlich einen Block, welcher 100 Centner wiegt, ferner eine Wagenachse, welche eine Last von 130 Centnern tragen kann, endlich eine Kanone aus Gußstahl, von zwölfpfündigem Kaliber und 10 Centner schwer. Unter den übrigen Ausstellern von Gußstahl können nur die Engländer Jackson und Comp. mit Krupp in die Schranken treten."

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Kohlenbergbaus geben wir über diesen noch folgende statistische Notizen. Die gesammte Steinkohlenförderung im westfälischen Hauptbergdistrict betrug im Jahre 1855 nicht weniger als 16,582,614 Tonnen, die Tonne zu 4 Scheffel, 22 Procent mehr als im Vorjahre; der Werth dieser Production berechnet sich auf nahe an 9 Millionen Thaler, 46 Procent mehr als im Vorjahre; beschäftigt wurden 19,977 Arbeiter, welche im Ganzen eine Bevölkerung von 55,000 Köpfen darstellen. Jeder Arbeiter förderte im Jahre 1855 ungefähr 700 Tonnen.

Auf der Ruhr sind 1854 allein 2,324,500 Centner Kohlen mehr als im Vorjahre 1853 verschifft worden; und im Jahre 1855 sind nach den neuesten Zusammenstellungen auf der Ruhr sowie in den Häfen zu Duisburg und Ruhrort 1,800,000 Centner mehr als im Vorjahre 1854 verschifft. Und dennoch beträgt die Erhöhung der Kohlenpreise auf denjenigen Fettkohlenzechen des Oberbergamtsbezirks Dortmund, welche mit Eisenbahnen verbunden sind, seit dem Jahre 1852 durchschnittlich mindestens 50 Procent, während die Ankaufspreise von Kuxen der günstiggelegenen und unter günstigen Verhältnissen bauenden Zechen um das Doppelte und Dreifache gestiegen sind. Der Kuxen eines Bergwerks sind wie

gesagt 130; eine solche Kuxe wird bei den besten Zechen mit Preisen bis zu 7000 Thaler bezahlt; es gibt freilich auch Bergwerke, wie z. B. die Zeche „Elisabeth" bei Essen, bei denen die Kuxe ihrem Inhaber eine Rente von monatlich 100 Thalern abwirft.

Die Preise der Kohlen sind ungefähr 5 Silbergroschen der berliner Scheffel auf der Zeche; dabei stellt sich für den Betrieb etwa 1 Silbergroschen, bald mehr, bald minder, Gewinn heraus. Der ganze Gewinn, welchen günstiggelegene Zechen, wie die „Friedrich-Wilhelm" oder die „Luise Tiefbau" bei Dortmund im Jahre 1854 abwarfen, belief sich auf 75—80,000 Thaler.

Daß bei solchen Verhältnissen auch die Eisenbahnen vortreffliche Geschäfte machen, braucht nicht erwähnt zu werden. Besonders kommt die Kohlenförderung der Minden-Kölner Eisenbahn zustatten und hat nicht wenig zu dem ungeheuern Aufschwunge des Verkehrs auf dieser Schienenstraße beigetragen. Die Einnahme aus dem Güterverkehr der genannten Bahn ist nämlich im Laufe der fünf Jahre von 1849—54 von 827,000 Thalern (1849) auf zwei Millionen Thaler (im Jahre 1854), das auf einer Meile transportirte Quantum von 65 Millionen Centnern (1849) auf 240 Millionen Centner im Jahre 1854 gestiegen.

Mit solcher Entwickelung der Industrie und des Verkehrs sucht denn auch die Landwirthschaft in der Grafschaft Mark gleichen Schritt zu halten. Während wesentliche Verbesserungen im übrigen Westfalen noch wenig Eingang gefunden haben bei dem starren Conservatismus uralt westfälischer Bauernsitte, während der Regierungsbezirk Münster z. B. noch über 25 Procent seines Bodenraums unangebaut daliegen hat, ist im Regierungsbezirk Arnsberg, wohin die Mark gehört, nur noch zwei Procent der Bodenoberfläche unbebaut. Doch wirken jetzt auch im übrigen Westfalen die überall zusammengetretenen

landwirthschaftlichen Vereine fördernd und anregend: sie haben in dem Jahre 1855 zum ersten male zu Münster eine große Generalversammlung mit Thierschau, Preisvertheilungen u. s. w. gehalten; und wie auch im Ravensbergischen der kleine Grundbesitzer vom alten Schlendrian abzulassen beginnt, haben wir schon früher beobachtet. Hamm besitzt nun ein großes Etablissement für landwirthschaftliche Geräthe, in welchem alle möglichen Ackerwerkzeuge und Maschinen mit den neuesten Verbesserungen zum Kauf ausgeboten werden.

Die freundliche alte Stadt Hamm ist sonst ohne Merkwürdigkeiten. Obwol die Hauptstadt der Grafschaft Mark, ist sie doch zu kurze Zeit Residenz der aus dem Hause Altena und Berg stammenden Grafen gewesen, als daß sie beachtenswerthe Denkmale an ihre einstigen Dynasten enthielte. Friedrich I. von Altena erwarb am Ende des 12. Jahrhunderts den Oberhof Mark an der Ahse durch Kauf; sein ältester Sohn Adolf III. begann nun sich Graf von der Mark zu nennen und wurde Stifter der Linie des großen und berühmten Geschlechts, welche „die Mark" nach und nach durch Kauf, Eroberung und andere Erwerbsmittel zu einem hübschen Gebiet abrundete, das sie sich vom alten Comitat der westfälischen Grafen abschnitt. Diese Arrondirung war gegen das Ende des 14. Jahrhunderts durch Engelbert III. vollendet; nach Engelbert's III. Tode, um 1391, fiel die Herrschaft an den Bruder Engelbert's, den Grafen Adolf von Kleve; von nun an blieb sie mit Kleve, das dann später durch Heirath Jülich, Berg und Ravensberg hinzubekam, vereinigt. Nachdem der letzte Herrscher aus dem alten Hause, Johann Wilhelm, 1609 in Düsseldorf gestorben und der daraus entstandene Erbfolgestreit durch den düsseldorfer Vergleich von 1624 endgültig geschlichtet worden, fiel die Mark an Preußen und blieb in dessen Besitz bis zum Tilsiter Frieden 1808; von Napoleon dem

Großherzogthum Berg einverleibt, kehrte sie 1814 unter das preußische Scepter zurück und bildet nun einen Bestandtheil des Regierungsbezirks Arnsberg; doch ist Hamm der Sitz des Appellationsgerichts.

Nachdem die Eisenbahn bei Hamm die Lippe überschritten hat, wendet sie sich der alten Freien Reichsstadt Dortmund zu. Die nächste Station ist Camen, in dessen Nähe das Dörfchen Methler liegt, mit der interessanten kleinen Dorfkirche aus der Blütezeit des romanischen Stils, an welcher nicht allein die förmliche Verschwendung von herrlichster Sculpturornamentik auffällt, sondern auch der innere Schmuck durch ganz ausgezeichnete Wandmalereien, welche unlängst Lübke, der Verfasser der „Mittelalterlichen Kunst in Westfalen" darin entdeckt und von den dicken Kalkschichtdecken bloßgelegt hat. Die kostbare Ausschmückung der Kirche eines so verlassenen einsamen Dorfes ist wol nur zu erklären, wenn man annimmt, daß sie von einem der märkischen Grafen herrühre, welche zuweilen ihren Sitz in dem nahen Städtchen Camen hatten.

Zur Rechten, auf der niedrigen Hügelreihe, welche jenseit der Lippe den Horizont schließt, verbirgt sich hinter der Waldkrönung ein stattliches Schloßgebäude. Dies ist Kappenberg. Ein eigenthümliches Ereigniß, ein psychologisches Phänomen, in welchem der mittelalterliche Geist religiöser Hingabe so hervorleuchtend wie in keinem andern sich spiegelt, hat es verhindert, daß nicht die deutsche Landkarte heute um einen souveränen kleinen Staat reicher ist — um ein Fürstenthum Kappenberg nämlich. Die alte Prämonstratenserpropstei, aus welcher die heutige Standesherrschaft erwachsen, ist nämlich an der Stelle eines großen und glänzenden Fürstenschlosses errichtet, in welchem einst das vornehmste und auch reichste Dynastengeschlecht Westfalens seinen Stammsitz hatte. Die Grafen von Kappenberg waren mit den sächsischen und mit den hohenstaufischen Kaisern

verwandt; der letzte Träger des Namens, der Graf Otto, hatte den großen Kaiser Friedrich den Rothbart über der Taufe gehalten. Ganz ohne Zweifel hätten diese Grafen mit ihren reichen durch Westfalen, die Wetterau und Schwaben zerstreuten Gütern, ihrem großen Lehnshofe und ihrem abgerundeten Besitze um den Stammsitz her sich wie so viele andere, weit weniger angesehene Dynastengeschlechter zu souveränen deutschen Fürsten gemacht, hätte nicht Graf Gottfried von Kappenberg den merkwürdigen Entschluß gefaßt, an den sich der Untergang des Geschlechts knüpft.

Es war zu einer Zeit, wo das in eigenthümliche Roheit und sittliche Verkommenheit verfallene Westfalen noch obendrein durch die langen Fehden zwischen den Kaisern Heinrich IV. und Heinrich V. und den Sachsen in einen wahrhaft entsetzlichen Zustand gerathen war. Der Anblick den das Land darbot, die Sitten welche herrschten, die überall waltende Ruchlosigkeit scheinen auf den Grafen Gottfried einen so tiefen Eindruck gemacht zu haben, daß er es nicht mehr ertrug, inmitten einer solchen Welt zu stehen. Es wurde ihm des Grauens zu viel. Er fühlte das Bedürfniß, sich durch einen großen Entschluß aus dieser Welt voll Elend und voll Frevel zu retten. Und so stiftete er nicht etwa blos ein Kloster wie viele andere reiche Dynasten vor ihm und nach ihm — nein, er schenkte Alles und Jegliches was er besaß der Kirche, seine junge widerstrebende Frau mit eingeschlossen und die unübersehbare Zahl der darüber empörten Vasallen und Ministerialen nicht minder. So nur glaubte der schöne und junge Dynast mit den blonden Locken und den glänzenden Augen Ruhe finden zu können in dieser entsetzlichen Welt, in welcher er doch eine so hohe und bevorzugte Stelle einnahm.

Die Geschichte von der Durchführung seines Entschlusses ist ein anziehendes Stück mittelalterlicher Romantik.

Es hatte seit je frommer Sinn im Hause der Grafen von Kappenberg geherrscht. Graf Hermann war sogar als Wunderthäter verehrt worden; in seinen Enkeln Gottfried und Otto, den letzten Grafen, kehrte erhöht die Denkart des Ahnen wieder. Die Knaben Gottfried und Otto wurden mit zwei Schwestern und einer Base Gerberge von einem frommen Burgpfaffen Wichmann erzogen, und dieser scheint früh ihren Gemüthern den Samen der Gottesfurcht eingepflanzt zu haben.

An dem südlichen Abhange des Berges, den ihre Stammburg krönte, stand von schattigen Buchenwipfeln überzweigt eine Kapelle der heiligen Jungfrau; dorthin führte der Priester die Kinder, wenn sie ins Freie schweifen wollten, und fesselte durch seine Legenden von der minniglichen Königin der Engel ihre jungen Herzen. Als sie erwachsen waren, nahm die Base Gerberge im Kloster Unserer lieben Frauen zu Münster den heiligen Weihel; Gottfried aber nahm, als er Graf geworden, die schöne Jutta von Arnsberg zur Gemahlin und führte sie unter glänzenden Ritterspielen auf Kappenberg ein. Er liebte sie treu und innig und weilte bei ihr daheim, bis eines Tages der Name des großen Norbert, der in Köln eingezogen war, ihn in die heilige Stadt am Rhein lockte. Es war im Jahre 1122, als Graf Gottfried die Predigt des wunderbaren Mannes anhörte, der, die Flammen eines Apostelgeistes ausathmend, durch den Hauch seiner Rede das fromme Herz des Gebieters von Kappenberg wie weiches Wachs zerschmolz. Gottfried war frohen Muths, mit hochstrotzendem Zimier in das Thor der vielthürmigen Stadt eingeritten; er verließ es gesenkten Hauptes und beklommener Brust; er wollte, so war er entschlossen, aus seinem Hause ein Kloster stiften und all sein Gut dazuthun und selbst ein Mönch werden und sein Weib von sich senden. Anfangs lachte man seines Plans, dann wurde Otto, sein Bruder, heftig, Jutta weinte; und

als er dennoch darauf bestand, da, sagt der Chronist, hatte der arme Gottfried viel zu leiden; der Bischof Theodorich von Münster schalt es Unsinn, das Stift der besten Markburg zu berauben; Gottfried's Diener begannen an ihres Herrn Verstand zu verzweifeln, und die Vasallen, die wol ihre beiden Hände bei der Lehnhuldigung einem jungen Helden, einem Sohne Wittekind's knieend in die seinen legen, aber nicht vor kahlgeschorenen Glatzen sich bücken wollten, sagten geradezu, e sei wahnsinnig geworden.

Aber waren die Menschen auch dem frommen Beginnen entgegen, Gottfried blieb standhaft und gefestet durch höhere Offenbarungen. Der Base Gerberge, die unterdeß Aebtissin geworden, war im Traum ein glänzender Jüngling erschienen und hatte ihr ins Ohr geraunt: „Wie schön wäre Kappenberg zu einem Gotteshause!" Durch die Säle von Kappenberg selbst schritt nächtlich Niemand Geringeres als der heilige Augustinus, als wolle er bereits Besitz ergreifen für die Kirche. Endlich ritt eines Tags ein seltsam aussehender Mönch auf einem grauen Eselchen in den Burghof ein. Der Thorwart hätte gewiß die Zugbrücke vor ihm aufgezogen, hätte er das Männlein gekannt; aber er errieth zu spät, wen er eingelassen, als er seinen Gebieter in namenloser Freude ihm entgegenstürzen sah; es war St.-Norbert selbst, der also demüthig angeritten kam. Damit war die Sache aber auch entschieden; der barfüßige, in ein Gewand aus Lammfellen gehüllte Mönch hub an zu predigen, und siehe, die widerstrebendsten Gemüther wurden weich und über den zornigen Otto selbst kam der Geist, daß er seines Bruders Eifer zu überstürmen schien. Nur der armen Jutta mußte die Einwilligung abgedrungen werden. Den Bischof Theodorich stimmte ein Verweis seines Metropoliten von Köln um, und so gab denn auch er seine Einwilligung und weihte endlich mit großer

Feierlichkeit unter der Assistenz des Heiligen selbst, als ersten Propstes, das Schloß den Prämonstratensermönchen zum Kloster ein, trotz des Tumults der hörigen Leute, welche die Pfaffen verjagen und Gottfried als Wahnsinnigen gefangennehmen wollten. Ein Frauenkloster ward zu gleicher Zeit am Fuße des Berges errichtet, das Jutta, Beatrix, die Schwester Gottfried's, und eine Freundin, Adelheid, Gräfin von Oldenburg, bezogen.

Zu jener Zeit aber war ein wilder gewaltsamer Mann in Westfalen, aus dem Hause der Billung geboren, mächtiger und kriegsberühmter noch als die Grafen von Kappenberg; es war Jutta's Vater, Graf Friedrich der Streitbare von Arnsberg, dessen Faust mit dem Schwerte verwachsen schien, dessen Burgen nicht still wurden von dem Jammern Bestrickter in seinen Verließen. Der gerieth in großen Zorn, als er vernahm, was auf Kappenberg sich begeben, daß man seine Tochter ins Kloster stecken wolle und daß die Kirche haben sollte, was jener als Witthum ausgesetzt war; mit Rossen und Reisigen lag er eines schönen Morgens vor dem neuen Kloster und drohte, er wolle den heiligen Norbert an einem Wagbalken aufhängen und seinen Esel daneben, um zu sehen wer schwerer sei. Die Mönche oben, die Norbert von Prämontre herübergeholt hatte, bereiteten sich zum Tode vor, denn daß man rasch die Thore verriegelte und die Zugbrücken aufzog, versprach wenig Schutz, weil keine streitbaren Männer da waren auf den Mauern zu stehen. Nur Gottfried blieb ruhig; hatte er doch früher schon seinem rauhen Schwiegervater keck ins Gesicht gesagt: „Ihr scheint zu glauben, Ihr wäret im Mittelpunkte der Welt und Alles müsse nach Euerm Willen sich um Euch bewegen; der liebe Herrgott selbst ist vor Euerm Schwerte seiner Güter nicht sicher. Was macht Ihr aus Allem, was Ihr Euer Eigen nennt? wie seid Ihr

mit der einzigen Tochter Euers Bruders verfahren, so Ihr grausam unter Schloß und Riegel habt gehalten?" Dann schüttelte er ihm den Bart und sprach: „Lieber Herr! Ihr seid jetzt noch ein großer reicher Mann, ein Fürst der Welt, aber Euer Haar und Eure Wangen sind gebleicht, mögt wollen oder nicht, auch Ihr müßt sterben und den steifen Nacken in den Staub beugen. Bestellt Euer Haus, daß Ihr nicht jenseits zu den Untersten gerathet." — Und so fürchtete er ihn auch jetzt nicht, so drohend die Gefahr; und in der That, ohne einen Sturm zu wagen zog Friedrich plötzlich wieder ab mit seinen Gesellen. Er wandte sich, bittere Klage führend, an den Kaiser; dieser jedoch bestätigte 1123 die Stiftung und Gottfried konnte eine zeitlang ruhig der Vollendung seines Werks leben. Er warf den gräflichen Schmuck von sich, nahm die Tonsur, pflegte die Kranken, betete in Thränen gebadet; in halb ritterlicher, halb mönchischer Kleidung schritt der schöne kräftige junge Mann mit großen leuchtenden Augen (oculis stellantibus), voller Anmuth, voll süßer Gabe der Rede durch die Reihen seiner Mönche, die ihn wie einen Heiligen verehrten. Als ihm einer derselben klagte über die Strenge der Disciplin, da sprach er: „Wißt Ihr was die Fährleute thun, so über den Rhein setzen wollen? Sie stoßen den Kahn eine gute Strecke stromaufwärts von dem Orte ab, an dem sie jenseits landen wollen, und doch haben sie Mühe, mit guten Ruderschlägen das Ziel zu erreichen." Der heilige Norbert sagte von Gottfried: wie man sage, daß ein abgehetzter Hirsch einen andern für sich aus seinem Lager auftreibe, und dieser nun für ihn vor der verfolgenden Meute seinen Lauf beginne, so habe ihm, dem Müden, die Vorsehung den Grafen Gottfried erweckt.

Unterdeß hatte Jutta still in ihrem Klösterlein unten am Berge ihre Tage verlebt, ob resignirt oder sich zu den Freu-

den der Welt zurücksehnend, vielleicht gar ohne des frommen Gebieters Ahnung in Verbindung mit ihr — das hat Niemand der Nachwelt aufgezeichnet; man weiß nur, daß sie eines schönen Tages aus ihrer Clause plötzlich von einem Ritter, den die Chronik Franco nennt, entführt wurde. Gottfried sah den Räuber und stürmte ihm, wie er war, wehr- und waffenlos nach; als er ihn eingeholt, da legte jener die Lanze ein und wollte den Verfolger durchbohren; aber betroffen von der Ruhe des Grafen, der ihm fest entgegentrat, wandte er still sein Roß und ritt mit seiner Beute weiter. Gottfried griff nun zu dem verlassenen Waffengeräthe wieder und hub sich mit Allem, was von Mannschaft um ihn war, in den Stegreif. Doch erst über dem Rhein holte er Franco wieder ein und brachte Jutta in ihre Clausur zurück; aber als er heimkam, siehe da war aus seiner Arche noch eine Taube mit einem Myrtenzweige geflogen, und diese kam nicht gleich jener zurück: seine Schwester Beatrix war von einem Ritter von Erpenrode entführt.

Im Jahre 1125 zogen Gottfried und Otto nach Prämontre und ließen sich mit großem Pompe zu Akoluthen des Ordens einweihen, legten die Gelübde ab und lebten nun ganz der Erfüllung klösterlicher Pflichten. Sie stifteten noch sieben Gotteshäuser aus ihren zerstreuten Gütern, von denen übrigens auch die Bischöfe von Mainz, Köln und Münster große Stücke an sich rissen; zwei Schlösser und Ortschaften handelte Herzog Friedrich von Schwaben seinem frommen Vetter für Reliquien ab, für Blumen, welche die Mutter Gottes in der Hand hatte, als der Engel Gabriel zu ihr trat, und andere kostbare Sachen. Die reiche Erbschaft des Grafen von Arnsberg, der, wie die Mönche erzählten, zur Strafe plötzlich über Tafel auseinandergeborsten sein soll, schlug Gottfried aus; was bedurfte er des Reichthums? seine Nahrung bestand oft tagelang aus Wasser

und Brot; schon früher hatte Gottfried gesagt, er gäbe nicht eine Feder seines Helms für all den Reichthum seines Schwähers. „Wahrhaftig, Bruder, was soll ich dir weiter sagen, dieser Mann saß auf festem Grunde", pflegte später ein alter Mönch zu sprechen, wenn er, der in seiner Jugend den Grafen gekannt, nach ihm gefragt wurde. — Es war in einer der letzten Nächte des Jahres 1126, als die Aebtissin Gerberge, die stets mit besonderer Liebe an dem Vetter gehangen, plötzlich die Thür ihrer Zelle sich öffnen sah und der fromme Graf vor ihr Lager trat; erstaunt richtete sie sich auf, es glänzte ein goldenes Diadem auf seiner Stirn, ein wunderbares Leuchten ging von seiner Gestalt aus; sie fragte: „Wie gehst du so gekrönt einher?" da antwortete er: „Ich bin ohne Gericht in den Palast des großen Königs aufgenommen und wie seinen Sohn hat er mich gekrönt mit dem Diadem seliger Unsterblichkeit", und auf seiner Krone las Gerberge die Worte: „Der Herr hüllte mich in das Kleid des Heils und schlug um mich den Mantel der Seligkeit und setzte wie einer Braut die Krone mir auf." Darauf verschwand die Gestalt; bald nachher aber kam die Kunde, zu Ilmstedt in der Wetterau sei in jener Nacht Graf Gottfried in seinem dreißigsten Jahre in seines Bruders Otto Armen verschieden. Er ward zu Ilmstedt, einer Norbertinerpropstei, die er gestiftet, begraben und in die Zahl Derjenigen gerechnet, welche die Kirche beati, Selige, nennt; später ließ sein Bruder die Hälfte seiner Hülle nach Kappenberg bringen.*)

*) Das Denkmal über seinem Grabe zu Ilmstedt findet sich abgebildet in Möller's „Sammlung der merkwürdigsten altdeutschen Baudenkmale". Eine schöne silberne Schale, ein Pathengeschenk von Friedrich Barbarossa an die letzten Grafen von Kappenberg, ist nach der Aufhebung des Klosters an die Großherzogin von Weimar ge-

Die Stiftung Gottfried's in Kappenberg bestand bis zum Jahre 1803; sie besaß in der letzten Zeit ihres Daseins den traurigen Ruhm, der üppigste Convent im Lande zu sein. Ein Propst stand an der Spitze, ihn umgaben die Capitularherren, deren nur sechs da waren — der erste Würdenträger unter ihnen war bezeichnenderweise der Herr „Kellner"! In der That, es war Zeit, daß des streitbaren Arnsberger Prophezeiung sich erfüllte: „Solche Burg kann nimmer der feige Mönch bewohnen, man wird sie einst wieder vondannen treiben und ein edler Ritter wird ihre Stelle einnehmen."

Dieser edle Ritter war der Reichsfreiherr von Stein. Stein hatte Kappenberg, die Staatsdomäne, im Tausch gegen die in Preußen liegende Herrschaft Birnbaum erhalten, und der König hatte es mit den Rechten einer Standesherrschaft begabt. Seit dem Jahre 1824 wählte es der greise Staatsmann zu seiner beständigen Residenz für den Winter wie Sommer; er hatte das unfern liegende bedeutende Rittergut Scheda hinzugekauft und wirkte rastlos für die Verbesserung und Verschönerung der beiden Besitzungen. Nur kürzere Reisen oder seine Theilnahme an den westfälischen Provinziallandtagen, denen er als Marschall vorsaß, pflegten ihn dieser ländlichen Zurückgezogenheit zu entreißen. Doch folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit von ihr aus den politischen Bewegungen der Zeit. Die Julirevolution, die Trennung Belgiens von Holland waren Das, was ihn davon zumeist erregte und erschütterte; auch über die Behandlung der Polen vor und nach dem Aufstande von 1830 war der alte zornige Mann nicht wenig ergrimmt. Die großen Bewegungen des Jahres 1830 warfen die letzten Schwingungen ihrer mächtigen Wellen

---

kommen, wo Goethe sie lithographiren ließ und an mehre Gelehrte sandte, um deren Ansichten über ihren Ursprung zu erfahren.

in das damals noch so stille Westfalen hinein, und dabei hätte der Reichsfreiherr von und zum Stein beinahe Gelegenheit erhalten, der Welt zu zeigen, daß die Prophezeiung des kriegerischen arnsberger Grafen sich ganz und voll erfüllt habe.

Es war in jener Zeit nämlich, als Stein eines Abends nach seinem Factotum, dem Rentmeister und Oberförster Poock sandte. Als dieser ins Zimmer trat, kam Stein eilends auf ihn zu und rief: „Ich habe geheime Nachricht erhalten, daß diesen Abend Kappenberg von 500 Mann aus Bork (einer benachbarten Bauerschaft) überfallen, gestürmt und geplündert werden soll. Nun gehen Sie und laden meine und alle Gewehre, welche im Hause sind, wir wollen uns wehren bis auf den letzten Mann; denn ich weiß es, kommen sie herein, dann nehmen sie den Hund mit und lassen mir den Schwanz.“ Der Oberförster Poock war aber eben von jenem Orte Bork zurückgekommen und antwortete trocken: „Schlafen Ew. Excellenz deshalb diese Nacht nur ganz ruhig, denn ich bin erst heute Abend von Bork heimgeritten, da ist wol von einzelnen nichtsnutzigen Kerlen auf der Bierbank so etwas gedroht, es ist aber kein reputirlicher Mensch darauf eingegangen und Niemand denkt daran, daß es Ernst sei.“

Dem Minister schien diese Beruhigung nicht eben übermäßig angenehm zu kommen, wenigstens sagte er: „Das Haus ist eine kleine Festung und wir hätten aus den Fenstern 100 Mann erschossen, ehe Einer von uns gefallen wäre, und dann würden sie Reißaus genommen haben. So ist es aber besser und schlafen Sie wohl!“ — Es war mit dem alten Herrn bekanntlich nicht immer gut Kirschen essen, das geht unter Anderm aus der kurzen Conversation hervor, welche auch Pertz in seiner Biographie Stein's mittheilt und welche dieser als Landtagsmarschall mit einem Mitgliede der Provinzialstände hatte. Das ehrenwerthe Mitglied bat ums Wort. Stein's

Antwort war: „Meinetwegen, aber kurz, wenn ich bitten darf.“ Der Abgeordnete: „Ich werde mich bemühen möglichst kurz zu sein.“ Stein: „Und dann etwas Gescheites; bisjetzt habe ich nichts als dummes Zeug von Ihnen gehört.“ Der Abgeordnete: „Ich bedaure sehr, mit Ew. Excellenz nicht immer einer Meinung sein zu können.“ Stein: „Nein, nein, wir haben nichts miteinander gemein als Essen und Trinken.“ Noch stärker freilich und von üblern Folgen begleitet war die Mishandlung, welche in Koblenz der Archivrath Graf Reisach von ihm empfing und die diesen aus seiner dortigen Stellung vertrieb. Er fand aber auch wol seinen Meister. So hatte er einst eine Eiche für 130 Thaler an einen Müller verkauft; darob erboßte der getreue Poock, weil er den Baum nicht missen wollte, und gab sich nicht zur Ruhe, wie sehr ihn der Minister auch zu bedenken bat, daß er ja einmal dem Müller sein Wort verpfändet habe. Poock wurde im Streit endlich so wüthend, daß Stein vor ihm die Flucht ergriff; der Förster aber lief hinter ihm drein und ließ ihn nicht eher, als bis er versprochen hatte, die Eiche unangetastet lassen und lieber den ganzen Preis dem Müller als Reukauf zahlen zu wollen.

Stein starb zu Kappenberg am 29. Juni 1831 im vierundsiebzigsten Lebensjahre mit heiterer Fassung und voll gläubiger Zuversicht, wie ihn denn tiefe Religiosität durch sein ganzes Leben begleitet hatte. In seinen letzten Tagen schien eine prophetische Ahnung von düstern und traurigen Schicksalen, welche die Zukunft über die Welt heraufbringen werde, sich seiner bemächtigt zu haben. So saß er einmal mit Poock in einer Laube und zeichnete schweigend mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Plötzlich aber wandte er sich zu Jenem, und wie in größter Heftigkeit auffahrend sagte er: „Ich erlebe es nicht, Sie können es noch erleben. Fürchterliche Kriege, Völkerwan-

derungen und Gott weiß was noch alles Fürchterliche mehr!" Als er dann bettlägerig wurde und zeitweise in Geistesabwesenheit fiel, phantasirte er zumeist von den Polen. Eigenthümlicherweise that das auch Görres in seinen letzten Lebensaugenblicken. „Ich bin nicht krank", sagte Stein dann erwachend zu seiner Wärterin, „gehen Sie zu Bett, ich fühle ein Wohlleben, eine Glückseligkeit, die nicht zu beschreiben sind." Wenige Stunden darauf starb er. Seine Leiche wurde nach Frücht bei Ems in die Familiengruft gebracht. Er war der Letzte seines Geschlechts; nur ein früher in französischen Diensten gewesener und verkommener Bruder, der zuletzt erblindet war und von dem Minister durch ein Jahrgehalt erhalten wurde, überlebte ihn um wenige Jahre. Die Standesherrschaft Kappenberg nebst Scheda erbte Stein's zweite Tochter Therese, vermählte Gräfin Kielmannsegge.

6.

Der Birkenbaum und die westfälische Sehergabe. — Die Prophezeiung. — Der gespenstische Heerzug. — Der Freiherr von Münster zu Landegge und die Fürsten von Hohenlohe. — Ein Incognito. — Die Scene am Buerbaum.

Haben wir während dieser Erinnerungen an den frommen Dynasten von Kappenberg und an den gestrengen Ritter, der endlich sein Erbe geworden, unsere Blicke nach den Höhen zur Rechten gewendet, so bitten wir jetzt unsere Reisegefährten, dieselben linkshin über das fleißig angebaute dicht bevölkerte Gelände schweifen zu lassen, das in leiser Schwellung gegen Süden ansteigt. Dort hinaus liegen die durch ihre Salinen bekannten kleinen Städte Werl und Unna, jenes der Sitz der Erbsälzer oder Salzjunker, einer Anzahl von Patricierfamilien, die schon im 8. Jahrhundert als „liberi homines salinarii" vorkommen und, im Besitz der Salzquellen, das Privilegium haben, die Einkünfte nach der Zahl ihrer Familienglieder unter sich vertheilen zu dürfen. Doch nehmen, wenn wir nicht irren, nur die „Junker" theil, die Fräulein aber nicht, sodaß die väterlichen Gefühle eines mit weiblichen Sprossen bereits reichgesegneten Erbsalzherrn bei jeder neuen Bereicherung des Familienglücks durch ein holdes Töchterlein leichter nachzuempfinden

als zu schildern sein mögen. Zwischen Werl und Unna unweit der Chaussée aber steht der berühmte Birkenbaum, von dem die Seher weissagen, daß rings um ihn her einst die gewaltige Schlacht geschlagen wird, worin der Osten mit dem Westen um die Herrschaft der Welt ringt und „der starke Monarch", der den Westen führt, der fromme weißgekleidete Fürst, der mit dem linken Fuße hinkt und deshalb von der rechten Seite auf sein Schlachtroß steigt, den Sieg davontragen wird. Der alte echte Birkenbaum ist verdorrt, aber ein junger steht an seiner Stelle. Die Prophezeiung hat sich von uralten Zeiten her im Volke erhalten. Schon 1701 soll sie in Köln in lateinischer Sprache gedruckt erschienen sein. Wir lassen sie hier in ihrer jüngsten dichterischen Version folgen*):

Nach diesen Tagen wahrlich wird kommen eine Zeit,
Da schwindet Treu und Glauben, da herrscht Gottlosigkeit.
Das kann nicht lange währen, dann macht der Herr ein End',
Des Krieges blutige Fackel in loher Glut entbrennt.

Das Volk der Russen und Schweden vereinigt ziehet dort,
Und zu den beiden stehet in Waffen der ganze Nord. —
Die Franken und Italer, die von Hispanias Meer,
Den ganzen Süden führet der starke Fürst daher.

Von Mittag wird er kommen und trägt ein weißes Kleid,
Und von der Brust des Fürsten ein Kreuz erglänzet weit;
Er sprenget kühn und tapfer voraus auf weißem Roß,
Den Frieden wird er bringen, denn Sieg ist sein Genoß.

Da steh'n die Heereslager, wie nimmer sah die Welt,
So weit das Auge reichet gereihet Zelt an Zelt;
Und rings am Horizonte deckt schwarzer Rauch das Land,
Der steiget aus der Dörfer und aus der Städte Brand.

---

*) Von Gisbert Freiherrn Vincke, in dessen „Sagen und Bilder aus Westfalen" (Hamm 1856).

Die Sonn' erhebt sich blutroth, des Südens Fürst zieht aus,
Und hört die Meß' andächtig zu Bremen im Gotteshaus;
Zur Haar dann reitet er weiter, sein scharfes Auge späht,
Wo nächst dem Birkenbaume des Feindes Lager steht.

Vorbei an Holtum reitet der Fürst nach kurzer Frist,
Wo zwischen zween Linden ein Kreuz errichtet ist,
Da kniet er vor dem Kreuze und betet eine Zeit,
Mit ausgestreckten Armen und ist zur Schlacht bereit.

Die Seinen führt er vorwärts, der Kampf entbrennet heiß,
Die Herrschaft über den Erdkreis — das ist des Kampfes Preis!
Die da bedeckt mit Wunden, zerfleischen sich noch voll Wuth,
Bis an die Knöchel waten die wilden Krieger in Blut.

Drei Tage währt das Morden, die birkenbaumer Schlacht,
Dann ist der Süden Sieger, gebrochen des Nordens Macht.
Von Abend strömt nach Morgen ein Bächlein seine Flut,
Dort fällt der letzte Haufen, die Schnitterarbeit ruht.

Weh Budberg und weh Söndern*), wenn sich erfüllt die Zeit!
Ihr werdet zagen und klagen in Jammer und bitterm Leid.
Dann wird der Herr euch trösten in euerm blinden Wahn,
Dann sprecht ihr voll Zerknirschung: „Das hat der Herr gethan!"

Das ist der Inhalt der alten Tradition, bestätigt durch die bewährtesten Autoritäten unter jenen „Spöikenkiekern" oder Spukfehern, durch deren „Vorgeschichten" die Worte Schiller's:

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen —

in Westfalen ihre populäre Bekräftigung finden. Die Gabe des Zweiten Gesichts war seit je, ja sie ist noch, wenn jetzt auch in geringerm Maße, in Westfalen heimisch und bleibt

*) Barmen, Holtum, Budberg, Söndern sind benachbarte Dörfer. Die Haar eine südlich der Chaussée parallellaufende Anhöhe.

durch manche festgestellte Thatsache eine so eigenthümliche Erscheinung, daß alle sogenannten rationellen Erklärungen das Wesen derselben nicht erschöpfend deuten werden. Schon Tacitus spricht ja von ihr, aber es ist sehr merkwürdig, daß zu seiner Zeit die Frauen es waren, welche als „Prophetinnen“ betrachtet wurden, d. h. also Vorgeschichten sahen, denn ohne Zweifel war auch wol die berühmte Bructerin Velleda nichts als eine besonders begabte westfälische Spukseherin oder „Wickersche“, wie es (von „wicken“, vorhersagen) in einigen Landstrichen heißt. Heutzutage dagegen ist die Gabe fast ausschließlich nur bei Männern zu finden.

Die Prophezeiung von der birkenbaumer Schlacht fällt freilich über den Kreis des second sight, der sich meist auf Leichenzüge, Heerzüge, Feuersbrünste und Unglücksfälle beschränkt, hinaus und gehört zu jenen Visionen, von denen schon Machiavelli („Ueber Titus Livius“, 13, 16) bemerkt: „Den Grund weiß ich nicht anzugeben, aber es ist eine sowol durch die ältere als neuere Geschichte erwiesene Thatsache, daß beinahe noch nie in einer Stadt oder in einem Lande ein großes Unglück geschah, das nicht durch einige höher begabte Menschen vorhergesagt oder durch Zeichen angekündigt worden wäre.“ — „Der prophetische Geist ist den Menschen natürlich und wird nie aufhören sich in der Welt zu regen“, sagt der Graf X. de Maistre. Jedenfalls ist die alte Sage, daß auf einem Boden, welcher so ominös die „rothe Erde“ heißt, einst die zwei feindlichen Principe des Nordens, oder wie wir sagen, des Ostens, und des Westens aufeinanderstoßen und um die Herrschaft der Welt kämpfen werden, merkwürdig genug, wenn man sie auch nicht aus irgendeiner individuellen Sehergabe hergeflossen betrachten will, sondern lieber als eine Ahnung der, wir möchten sagen Allseele des Volks; denn wie schaffende Bienen oder bauende Termiten durch eine gemeinsame Seele gebunden zu einer ein-

zigen Thätigkeit zusammenwirken, scheinen uns auch die Menschen oder besser: die Nationen, die Stämme sich in Einem Seelenleben zu bewegen, welches ihnen nicht zum Bewußtsein kommt und doch da ist, doch die Gemeinsamkeit, welche sie unter sich fühlen, den letzten Grund der „Geselligkeit" bildet und manche unerklärliche Erscheinung hervorruft, die nur ihre Deutung findet, wenn man annimmt, daß ein Mensch das Leben des andern leben kann, weil beide in einer „Allseele" leben.

In ein anderes Gebiet, das der eigentlichen „Vorgeschichten", aber gehört die merkwürdige Begebenheit, welche im Januar 1854 aus dieser Gegend erzählt wurde und die im ganzen Lande ein desto größeres Aufsehen machen mußte, weil sie in den directesten Zusammenhang mit der alten Prophezeiung trat, und dazu von soviel Augenzeugen beglaubigt wurde, daß sich nicht daran denken ließ, sie in Zweifel zu ziehen, wenn man auch mancherlei natürliche Erklärungen beibringen konnte, gelehrte und ungelehrte. Bevor wir den Bericht eines Augenzeugen darüber geben, müssen wir dem Leser mit einigen Worten den Schauplatz vor Augen stellen.

Aus dem westlichen Thore der Stadt Werl zieht die alte Hellwegstraße in fast gerader Linie durch ein muldenförmiges Thal gen Unna. Folgt man dieser Chaussée, so hat man links gen Süden einen sehr allmälig und gewellt ansteigenden Höhenzug, die Haar, fruchtbares Ackerland, oben von Waldung bedeckt, an welche sich ein Dörflein, Schlückingen, lehnt; etwas weiter an der Höhe erblickt man ein Gehöft, der Bohnenkamp, dahinter immer den Wald, der hier das Schafhäuser Holz heißt. Die Höhe des Hügelzugs erreicht höchstens 230 Fuß, die Entfernung von der Chaussée ist gering, etwa eine Viertelstunde.

Die Chaussée selbst erreicht bald, eine halbe Stunde von

Werl, das Dorf Büderich, welches rechts gen Norden sich ausbreitet; zehn Häuser desselben liegen am Rande der Chaussée entlang. Kommt man dann weiter, so erblickt man rechts, dem Nordrande der Chaussée ganz nahe stehend, das ominöse Birkenbäumchen.

Es war nun am Abend des 22. Jan. 1854, eines auffallend schönen und warmen Wintertags, an welchem die Sonne eben mit seltener Glut und flammender Pracht niederging, als sämmtliche Bewohner (etwa 30 Personen) der zehn an der Chaussée liegenden Häuser von Büderich Zeugen einer Erscheinung wurden, über welche der Lehrer des Orts die folgende Deposition gemacht hat: „Ich befand mich am späten Nachmittage des 22. Jan. in einem in Büderich nahe an der Chaussée liegenden Hause, um die darin wohnende Familie zu besuchen. Die Sonne schien noch, neigte sich aber schon zum Untergange, als ich ein Zusammenlaufen von Menschen gewahrte, die sich in der Nähe des vorerwähnten Hauses immer mehr sammelten und ihren Blick nach dem Dorfe Schlückingen richteten. Vermuthend, daß in der Nähe Feuer ausgebrochen sei, begab auch ich mich unter den Troß der Zuschauer, und — — wie groß war mein Erstaunen und meine Ueberraschung, als ich sah, wie von der Anhöhe Schlückingens herab ein immenser Heereszug nach dem Schafhäuser Holze sich fortbewegte. So auffallend mir diese Erscheinung schon an und für sich war, so wurde sie mir noch überraschender dadurch, daß ich aus dem Heereszuge ganz deutlich ein Haus hervorragen sah, welches in der Gegend, wo ich solches erblickte, gar nicht vorhanden ist. Bückte ich mich zur Erde, so konnte ich unter dem Bauche der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte hinsehen. Als der Zug nahe ans Schafhäuser Holz herangekommen war, bildete sich plötzlich eine große Lücke in dem Holze, wie wenn eine Straße durch das-

selbe gehauen wäre. Ich habe sogar ganz deutlich wahrgenommen, daß einzelne Pferde den Kopf bewegten, wie sie zu thun pflegen, wenn sie muthig oder unruhig sind oder von Fliegen belästigt werden. Infanterie habe ich nicht gesehen, doch muß ich bemerken, daß ich erst spät zur Beobachtung der Erscheinung hinzugekommen bin. Erzählt aber wurde mir von Jemandem, der dem Phänomen vom Anfang an seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, man habe zuerst ein Haus in Schlückingen in lichten Flammen gesehen. Dann habe sich zwischen den Flammen des Hauses eine Kluft oder ein Riß gebildet, und demnächst habe sich dann der vorbeschriebene Heereszug entwickelt. Auch habe es ganz den Anschein gehabt, als sei das Haus in Schlückingen von den erst in geringer Anzahl erschienenen Truppen angezündet. Mit der untergehenden Sonne schwand zugleich das so höchst imposante Schauspiel." So weit die gemachte Mittheilung eines glaubwürdigen Augenzeugen. Auch ein Schüler aus Werl, den während der vorbeschriebenen Erscheinung sein Weg zufällig nach Büderich geführt hat, machte eine im Wesentlichen mit vorstehender Mittheilung ganz übereinstimmende Beschreibung des seltenen Schauspiels. Da er aber früher als der obige Augenzeuge beobachtete, so will er, was jener nicht wahrgenommen hat, auch Infanterie, und zwar in großer Menge, sogar das Blitzen ihrer Musketen gesehen haben. Auch eine Menge Wagen hat er, wie er sagt, bemerkt. Nach seiner Angabe ist die Infanterie vorn gewesen, hinter ihr die Cavalerie. Er gibt ferner an: als das Fußvolk im Schafhäuser Holze und die Cavalerie vor demselben gewesen sei, wären die Bäume dieses Holzes im Dampfe verschwunden, worauf die Cavalerie sich seitwärts nach Hemmerde zu geschwenkt habe. Die Uniform der Cavalerie ist nach seiner Angabe weiß gewesen.

Bei dem großen Aufsehen, welches die Erscheinung erregte, brauchen wir nicht zu verweilen, es verbreitete sich in die weitesten Kreise und so kam es, daß, durch eine Auffoderung Alexander von Humboldt's veranlaßt, ein rühmlichst bekannter Naturforscher, der Professor Heis zu Münster, sich nach einiger Zeit persönlich nach dem Schauplatze begab, um das Phänomen zu ergründen. Die Thatsache wurde durch officielle Vernehmungen der Augenzeugen, die sämmtlich, getrennt und dann zusammen, verhört wurden, constatirt. Es ging noch daraus hervor, daß der Zug, anfangs von den Zuschauern etwa eine Viertelstunde weit entfernt, sich der Chaussée und dem Birkenbaume zugewendet und sich beim Ueberschreiten der Chaussée bis auf 200 Schritte genähert habe. Das brennende Haus, welches wol zuerst die Aufmerksamkeit anzog und die erste Veranlassung zur Aufregung unter den Beobachtern gegeben zu haben scheint, wurde nach übereinstimmender Angabe der Zeugen fast in südwestlicher Richtung erblickt, in der Mitte zwischen dem Dorfe Schlückingen und dem Gehöft Bohnenkamp, an einer Stelle auf dem Felde, wo sonst nie ein Haus gestanden hat.

Als Erklärung des Phänomen bot sich nur die Annahme dar, daß das Ganze ein durch die Temperaturverhältnisse des Tages hervorgebrachter Zug von Nebel gewesen. Aber unerklärt blieb dabei die Erscheinung eines flammenden Hauses an einer Stelle, wo kein Haus steht; und konnte man hier anführen, es befinde sich hinter der Höhe und von ihr verdeckt ein Haus, das durch eine besondere Brechung der Lichtstrahlen den Beobachtern auf der Chaussée sichtbar geworden sein müsse, wie ein solcher Fall nicht vereinzelt dastehen soll, so blieb doch immer räthselhaft, daß man das Haus im Flammen erblickte. Auch dies freilich ließ sich durch den Reflex der starken Abendröthe deuten. Nur haben wir dann doch

immer eine ganz eigenthümliche Combination von auffallenden Erscheinungen an einem und demselben Orte, um eine und dieselbe Stunde: einen vollständigen Heereszug, erklärt durch Nebel; ausgehend von einem nicht vorhandenen Hause, erklärt durch ein optisches Phänomen; eine Feuersbrunst, erklärt durch Lichtreflex des Abendhimmels, und endlich als Schauplatz des Ganzen — die Gegend des Birkenbaums!

Die Chaussée, unweit welcher der Birkenbaum steht, ist die alte Heerstraße, die man ursprünglich den „Hellweg" nannte und die die ganze Reihe wohlhabender Städte unter sich verbindet, welche hier auf fruchtbarer Kleibank, zumeist mitten zwischen Ruhr und Lippe sich lagernd, entstanden sind. Sie ist jetzt längst trefflich chaussirt. Schon der Minister von Stein hat unendlich viel während seiner ersten Verwaltung der Mark für die Communicationsmittel des Landes gethan; im Ganzen aber waren die Wege und Straßen in Westfalen ehemals in einem eigenthümlichen Zustande.

Während wir so leicht und anstandslos über unsere glatte Metallbahn dahinfliegen, ahnen wir wenig von den unermeßlichen Schwierigkeiten, die einst der schwere Kleiboden, der jetzt geduldig unter unsern Füßen Schwellen und Schienen trägt, den Reisenden von ehemals mit fabelhafter Tücke entgegensetzte. Kein Land konnte sich in der guten alten Zeit entsetzlicherer Wege rühmen als Westfalen, und vielleicht hat das ganze Institut der „peinlichen Frage" der Menschheit nicht soviel Schmerzen gekostet, daß sie gegen die Summe von Qualen in Betracht kämen, welche die unglückseligen Zugthiere ausgestanden haben, die einst ebenso unglückselige und verzweiflungsvolle Reisende durch diesen Theil Deutschlands zu schleppen hatten. Es war nicht allein der lehmige Boden, der die Schuld trug, sondern auch das sinnreiche altwestfälische System der Wallhecken, die, zu beiden Seiten der Straße

sich hinziehend, diese sorglich vor Sonne, Luft und Wind behüteten, sodaß die bodenlosen Löcher, Teiche und Schlammanhäufungen, die man ehemals einen Weg nannte, nie abtrocknen konnten. Die Straße, welche uns zur Rechten, aus dem Herzen Westfalens zum Rhein führte, nahm an der Glorie des non plus ultra — ein „non plus ultra" stellten diese Wege in der That vor! — vollen Theil. Zu übernachten pflegte man auf dieser Straße in einem noch auf fürstlich münsterischem Gebiet liegenden einsamen Wirthshause, genannt „Am Buerbaum", in welchem die Krone Preußen eine Poststation errichtet hatte. Dieses Wirthshaus wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts der Schauplatz einer Scene, die wir unsern Lesern mittheilen müssen, auch auf die Gefahr hin, daß sie die alten Schwierigkeiten des Fortkommens durch die Hemmnisse des Weges nur umgetauscht finden sollten gegen neue, welche dem raschen Weiterkommen der Mittheilungsdrang ihres Cicerone entgegenwälzt!

Die Hauptrolle in jener Scene, wenn auch nur eine schmerzlich passive, spielte ein Freiherr von Münster zu Landegge, derselbe westfälische Cavalier, mit dem sich Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (III, 330) und seinerzeit Göckingk's „Neues Journal für Deutschland" (Heft I) beschäftigte. Der Baron Georg von Münster-Landegge, osnabrückischer Geheimrath und Erbmarschall, war ein Mann von großem Selbstgefühl und ein „witziger Kopf", wie man sich im vorigen Jahrhundert ausdrückte. So machte er eines Tages eine Reise zusammen mit dem regierenden Herrn eines kleinen deutschen Fürstenthums. Man kam am Thore einer größern Stadt an und der Corporal von der Wache erkundigte sich nach den Namen der Reisenden. Der Fürst von L., der incognito reisen wollte, wie er sagte, antwortete auf die Frage des Corporals: „Baron Münster." — „Ich will", sagte Mün-

ster, seinerseits jetzt gefragt, „auch incognito bleiben — Fürst L.“

Mit einem andern Fürsten gerieth Baron Münster in weniger harmlose Berührung. Er glaubte durch seine dem hohen Adel angehörige Gemahlin mit dem Hause Sardinien und mit den Fürsten von Hohenlohe verwandt zu sein, und sandte beim Tode seiner Schwiegermutter deshalb feierliche Notifications-schreiben solchen Familientrauerfalls nach Turin und an die Herren von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst. Der König von Sardinien antwortete höflich und gab dem westfälischen Edelmann dabei die Anrede: „Mon cousin.“ Die Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst dagegen wiesen durch Rescript ihrer gemeinschaftlichen Regierung die Zudringlichkeit des Barons mit Kanzleigrobheit ab und deuteten schweigend an, daß sie von der Vetterschaft nichts wissen wollten — wie es schien höchst gereizt darüber, daß man sie „Hochgeborene Reichsfürsten“ und nicht „Durchlauchtig hochgeboren“ (die Durchlaucht gebührte ihnen nicht) genannt habe. Das grobe Schreiben des „armen Sünders, den sie ihre gemeinschaftliche Regierung nannten“, lautete wörtlich wie folgt:

„Von dem Cur-Cöllnischen Herrn geheimden Rath und Kammerherrn Freiherrn von Münster-Landegge seynd d. d. Landegge bei Münster den 18. März a. c. an Serenissimorum nostrorum zu Hohenlohe und Waldenburg Hochfürstliche Durchlauchtigkeiten zwei notificationsschreiben unter ganz befremdeter und ungewöhnlicher Titulatur, Courtoisie und Offert eingelaufen. Obschon nun Serenissimi sothane in aller Rücksicht unschickliche Zuschriften aus besondrem Menagement nicht remittiren, so haben Höchstdieselben sich jedoch dergleichen Correspondenzen verbitten lassen wollen. Welches man auf erhaltenen gnädigsten special Befehl dem Herrn geheimden Rath ohnverhalten sollen.“ — Ueber diese Zuschrift gerieth der Frei-

herr von Münster-Landegge in einen solchen Zustand von Aufregung, daß er den Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein — der von Schillingsfürst war ein steinalter Mann — vor seine Klinge foderte. Der Fürst von Hohenlohe erwiderte auf des westfälischen Freiherrn höchst impertinenten Brief in höhnisch schneidender Weise, indem er sich weigerte einem bloßen Edelmann Satisfaction zu geben, denn ein Fürst oder Reichsstand sei über jede Beleidigung hinaus, die ein Anderer als seines Gleichen ihm anthun könne, auch wenn er Recht habe! Der Freiherr von Münster-Landegge schrieb nun in demselben verbindlichen Stile einen Brief nach dem andern an den „Durchlauchtig Hochgeborenen", um ihm zu beweisen, daß er das Recht habe, von einem Fürsten Genugthuung zu verlangen. Aber er erreichte nichts und die Sache blieb endlich, nachdem ihre Veröffentlichung durch indiscrete Freunde oder Diener beide Parteien lächerlich gemacht hatte, auf sich beruhen. Eine weit schlimmere Wendung jedoch sollte ein anderer Handel für den Freiherrn von Münster nehmen, den er sich durch seinen zu hitzigen Briefstil zugezogen hatte.

Er hatte im 9. Heft des Jahrgangs 1783 der weiland berühmten Schlözer'schen „Staatsanzeigen" anonym einen Aufsatz über münsterische Zustände abdrucken lassen, durch welchen sich vornehmlich das Offiziercorps der münsterischen Armada verletzt glaubte. Der Artikel wurde in jener gründlichen und erschöpfenden Weise, wie eine kleinstädtische Gesellschaft so etwas zu behandeln pflegt, besprochen. Alle Stimmen einigten sich dahin, daß Münster ihn geschrieben habe, und das fürstliche Geheimrathscollegium verlangte vom hannoverischen Staatsministerium, daß es Schlözer zur Namhaftmachung des Verfassers anhalte, wurde aber von den Herren in Hannover kurz abgewiesen, weil nichts in dem fraglichen Aufsatz enthalten, was wider die in den hannoverischen Lan-

den verstattete billige Freiheit zu denken und zu schreiben verstoße. Damit blieb die Sache vorläufig auf sich beruhen. General-en-Chef der fürstlichen Truppen und Gouverneur von Münster war damals Philipp Ernst, regierender Graf von Lippe-Schaumburg, der Bruder des berühmten portugiesischen Feldherrn; er war Münster's persönlicher Feind und dieser hatte das Unglück, ihn gerade jetzt empfindlich zu kränken. Der Graf von der Lippe vermählte nämlich seinen jüngern etwas geistesschwachen Bruder mit einer Verwandten Münster's, einer Gräfin von Löwenstein. Münster hatte aber seine Verwandtschaft laut und entschieden gegen den blödsinnigen Bräutigam gewarnt — und zwar sehr mit Recht, wie die Folge zeigte, da die unglückliche Gräfin Löwenstein kurz nach der Vermählung mit zerrütteter Gesundheit sich ins väterliche Haus zurückflüchtete. Der General-en-Chef jedoch, über Münster's Warnungen erbittert, rief nun seinen Offizieren den alten, bereits vor beinahe einem Jahre geschriebenen Artikel ins Gedächtniß zurück und gab ihnen förmlich Befehl, „den Münster darüber zu constituiren". Dies geschah sehr bald von einigen der Herren in brutalster Weise; Münster beschwerte sich schriftlich darüber beim Gouverneur; der Graf von der Lippe aber ließ in einer Art von Kriegs- oder Ehrengericht durch einige Stabsoffiziere dem Freiherrn von Münster aufgeben, öffentlich zu erklären, daß er nicht Verfasser des Artikels sei und den Autor desselben für einen „schlechten Kerl" halte, widrigenfalls er weitern Unannehmlichkeiten entgegenzusehen habe! Ueber diese Zumuthung gerieth Baron Münster in solchen Zorn, daß er dem regierenden Herrn Grafen einen überaus groben Brief schrieb, in welchem er ihm zugleich erklärte, daß er augenblicklich nach Bonn abreisen werde, um sich beim Kurfürst-Fürstbischof zu beschweren. In der That wurde zu gleicher Zeit mit der Ueberreichung des Briefs dem Gouver-

neur von einem der Stadtthore rapportirt, daß der Freiherr auspassirt sei. Der Graf Philipp Ernst ließ nun sofort einen in seinen eigenen, bückeburgischen, Diensten stehenden Major mit einem Bereiter und drei Stallknechten aufsitzen, ließ dies Detachement von drei münsterischen Offizieren, welche als Zeugen dienen sollten, begleiten und sandte es spornstreichs dem Freiherrn von Münster nach, um diesen für seinen Brief zu züchtigen. An einem trüben Decembertage zogen die Helden zum Thore hinaus, unter jenem Rosenbanner von Lippe, von dem die Reimchronik von der Soester Fehde des Magisters Latomus aus Lemgo singt:

Ere Banner gaf enen söten Schyn,
Getziret met ener Rosen gar fyn,
Gelick wu dey Rosenbaum deit stecken,
So weren de Lippeschen ere Viande vrecken
Dat dat Bloth hervor sall brecken!

Der Baron von Münster hatte Abends das noch im Hochstift Münster liegende königlich preußische Posthaus Buerbaum erreicht, wo er übernachten wollte. Er saß zwischen 9 und 10 Uhr ruhig in seinem Zimmer und schrieb, als die Bande, Peitschen in der einen, Degen oder Pistolen in der andern Hand, ins Haus und in die Stube drang. Münster wurde nun ergriffen, geschlagen und aufs schrecklichste eine ganze Viertelstunde lang mishandelt, bis er besinnungslos und aus einigen gefährlichen Kopfwunden blutend am Boden lag. Als er sich wieder erholte, zwang man ihn etwas zu unterschreiben, was er natürlich nicht lesen oder verstehen konnte und das eine Art von Empfangsbescheinigung über die erhaltenen Schläge vorstellte; man bemächtigte sich dann der Papiere auf seinem Tische, und als Münster plötzlich mit ungebrochenem Muthe sich auf die Räuber warf, um seine Briefe ihnen zu entreißen, begann die Mishandlung von neuem, bis er aber=

8*

mals betäubt zu Boden fiel. Mit Jauchzen und Singen zog dann die Bande ab. Der unglückliche Baron aber ward am andern Tage auf ein benachbartes Schloß seines Freundes, des Grafen Merveld, nach Lembeck getragen.

Charakteristisch nun ist der weitere Verlauf der Sache. Der Mishandelte nämlich gab sich vergebens alle Mühe, Gerechtigkeit und Bestrafung der Thäter zu erlangen. Statt eines Criminalverfahrens wurde ein endloser fiscalischer Proceß eingeleitet, der sich ohne Resultate jahrelang hinschleppte, obwol selbst Friedrich der Große sich hineinmischte und durch Finkenstein und Herzberg sehr derb eine prompte Justiz und Genugthuung wegen seines verletzten Posthauses verlangen ließ — „da", hieß es in dem Rescript, „im Entstehungsfalle Allerhöchstdieselben ungern sich selbst würden entschließen müssen, nach Anleitung der Kreisgesetze die Bestrafung der Verbrecher zu versuchen und die nöthigen Vorkehrungen zur Erhaltung des Landfriedens und der Sicherheit der Posten und Landstraßen zu treffen". Die Sache zog sich trotzdem ergebnißlos in die Länge, umsomehr, als der Graf von der Lippe als souveräner Fürst die in seinen Diensten stehenden Thäter durch seine eigenen Gerichte in Untersuchung nehmen ließ. Ja der münsterische General-en-Chef hatte die Keckheit, durch seine bückeburgische Regierung von Preußen die Auslieferung des Barons Münster verlangen zu lassen, als der Letztere sich eine zeitlang bei einem Freunde auf preußischem Gebiet aufhielt. Er erhielt darauf eine derbe Abfertigung vom preußischen Ministerium, die mit den Worten schloß: „Von einer rechtsverständigen Regierung war nicht zu erwarten, daß sie die Auslieferung des gemishandelten Freiherrn von Münster an den Grafen, also an den Gegner und die Partei und den Anstifter der Vergewaltthätigung zu verlangen sich würde beigehen lassen, und das königliche Ministerium versicheret sich zu ihr, daß sie dasselbe mit dergleichen

anstößigen und rechtswidrigen, die Würde des königlichen Hofes beleidigenden Erlassen in Zukunft verschonen werde." Die ganze Angelegenheit wurde so verschleppt, daß Philipp Ernst von Lippe-Schaumburg darüber zu seinen Vätern versammelt wurde; auch der Kurfürst Maximilian Friedrich starb darüber fort und erst sein Nachfolger, der Erzherzog Maximilian Franz beendete die Sache, indem er seinen Schwager, den Herzog von Sachsen-Teschen, Generalgouverneur der Niederlande, bat, durch eine niedergesetzte Commission ein Urtheil schöpfen zu lassen. Am 28. Juni 1788 erging denn endlich in Brüssel der Rechtsspruch, gefällt durch österreichische Militärs und Civilbeamte; die Thäter wurden, insofern sie Offiziere, cassirt und zu mehr oder minder langem Arrest verurtheilt, dem Freiherrn von Münster wurde eine civilis emenda von 10,000 Thalern zugesprochen. Der Letztere übte dann die beinahe übertriebene Großmuth, die ihm zuerkannte Summe zur Vertheilung unter die brotlos gewordenen cassirten Offiziere oder deren Kinder zur Disposition zu stellen.

7.

Dortmund. — Die Köln-Mindener Eisenbahn. — Zur Geschichte der Stadt. — Sittenzüge aus der Vorzeit. — Mittelalterliche Justiz. — Ein Dortmunder hat das Pulver erfunden. — Der Freien Reichsstadt Verfassung. — Die Kirchen. — Die Gebrüder Dünwegge. — Die Feme. — Ihre Blüte. — 100,000 Freischöffen. — Das Verfahren. — Die Wrögegerichte. — Bestand bis in die neueste Zeit.

Wir sind in Dortmund, neben dessen altersgrauen Mauern sich in eigenthümlich bedeutsamer Weise Vergangenheit und Gegenwart die Hand reichen. Dicht nebeneinander nämlich liegen hier der Hügel mit der alten absterbenden Linde, worunter einst „des hilgen rykes hemelike camer", der berühmte oberste Freistuhl auf rother Erde stand und die Feme ihre Freigrafen, Schöffen und Frohnen versammelte —, und der Eisenbahnhof mit seinen unübersehbaren Stationsgebäuden und seinem Menschengewühl, mit seinen zischenden und dampfenden Locomotiven, deren schwarze Rauchsäulen vom Nordwinde gefaßt durch die dürftige Blätterkrone des alten heiligen Baumes wallen, deren Rasseln und Pfeifen die poetischen Schauer der einst so stillen alten Malstätte ausgetrieben haben.

Auf dem dortmunder Bahnhofe, der ein sehr schönes und geräumiges Hauptgebäude hat, ist immer ein gewaltiges Gedränge von Menschen und Waaren; es ist die Hauptzwischenstation zwischen Minden und Köln. Hier im Mittelpunkte

des eigentlichen Kohlenreviers der Grafschaft Mark wird der größte Theil dieses wichtigen Versendungsgegenstandes verladen; hier sind die Maschinenwerkstätten, die Locomotivwerkstätten, die zur Coaksfabrikation dienenden Gebäude, die großen Waggonschuppen, kurz eine ganze kleine Eisenbahnstadt. Dazu kommt, daß der dortmunder Bahnhof zugleich für die hier sich abzweigende und durch die industriellen Bezirke von Herdeke, Hagen, Barmen, Elberfeld führende Märkisch-Bergische Eisenbahn dient, sowie sich hier ebenfalls die Dortmund-Soester Bahn abzweigt.

Es mag hier auch der Ort sein, einige Notizen über diese merkwürdige Köln-Mindener Eisenbahn einzuschalten, welche einen so gewaltigen, von Jahr zu Jahr in beispiellosen Verhältnissen steigenden Aufschwung nimmt. Sie wurde erbaut mit einem Actiencapital von 13 Millionen Thaler und eröffnet im Herbst 1847 — im October dieses Jahres klang zum ersten male der gellende Pfiff einer Locomotive über die stillen westfälischen Ebenen fort: seitdem, bis 1855, hat der große westöstliche Schienenstrang bereits 21 große und kleine Anschlußbahnen bekommen und mehre neue sind im Werke. Der anfangs mäßige und keine außerordentliche Rente in Aussicht stellende Verkehr machte am 1. Juli 1855 bereits 100 Locomotiven, 97 Tender und einen Wagenpark von 2611 Wagen nöthig. Das Betriebsresultat des Jahres 1854 war eine Einnahme von 3,279,000, eine Ausgabe von 2,101,000 Thalern. Auf die Actionäre kam davon eine Verzinsung und Dividende von 8$^{1}/_{10}$ Procent. Befördert wurden 1,650,000 Personen mit einer Gesammteinnahme aus dem Personenverkehr von einer Million, an Gütern 28 Millionen Centner mit einer Gesammteinnahme von über zwei Millionen Thaler. Die an den Staat zu zahlende Eisenbahnsteuer betrug 100,000 Thaler. Der Sitz der Gesellschaft ist Köln, dem fast aus-

schließlich auch die Directions- und Verwaltungsrathsmitglieder angehören. Die Gesellschaft hat bekanntlich 1855 auch den Ausbau der Köln-Gießener Bahn und der stehenden Rheinbrücke zwischen Köln und Deutz übernommen; dann hat sie den Ausbau der Oberhausen-Arnheimer Linie, welche sich an die niederländische Rheineisenbahn anschließt, vollführt.

Die alte Freie Reichsstadt Dortmund zieht von ihren Eisenbahnen, zu denen noch die vierte mit der über Bochum und Coesfeld nach Rheine führenden Verbindungsbahn hinzukommt, und von dem Kohlenreichthum der Umgegend nicht geringen Nutzen. Sie verjüngt und verschönert sich zusehends. In ältesten Zeiten war die Villa Trotmünde am Hellwege ein Königshof, den Karl der Große durch einen Grafen verwalten ließ: eine unbegründete Sage nennt den ersten Grafen Trutmann und erklärt daraus den Namen; im Mittelalter und in neuerer Zeit brauchte man den lateinischen Namen Tremonia, die „mit drei Mauern umgürtete", wobei die gelehrten Erklärer den Umstand, daß die Stadt keine dreifachen Mauern hatte, als unwesentlich nicht berücksichtigten. Aus dem königlichen Hofe wurde im Laufe der Jahrhunderte eine kaiserliche und Freie Reichsstadt. Das alte Grafenamt, welches sich zuletzt an eine Familie von Lindenhorst und endlich von Stecke vererbt hatte, kaufte sie an sich und erhielt damit auch die Besetzung des Freien Stuhls, zu der früher die Grafen als kaiserliche Obervögte oder Schultheißen concurrirt hatten. In der westfälischen Geschichte spielt Dortmund eine nicht unwichtige und sehr rührige Rolle. Außer ihren „Grafen von Dortmund" hatte sie ein zahlreiches Patriciat und war eine Art Mittelpunkt des Verkehrs des märkischen und westfälischen Adels. Zumeist aber ist Dortmund wichtig durch seine hervorragende Theilnahme an der Ausbildung des altsächsischen Städterechts, das in Westfalen seine vornehmsten Quellen fand — ein Umstand, der, wenn

auch der Zug des Verkehrs mit dem Ostseelande und der Deutsche Ritterorden die äußern Veranlassungen zur Uebertragung des soester und dortmunder Stadtrechts bis nach Dorpat und an die fernsten Küsten des Baltischen Meeres boten, doch darauf hindeutet, daß wir im westfälischen Volke des Alterthums ein vorzugsweise ausgebildetes Rechtsgefühl, ein überlegenes Rechtsbewußtsein zu suchen haben. — Wie die alten Römer waren die Söhne Westfalahs Rechtsnaturen mit aller Sprödigkeit und harten Consequenz solcher Charakterrichtung — und diese letztern Eigenschaften hat ja „das zähe Volk der rothen Erde" zum Theil noch heute nicht verloren. — Die erste Aufzeichnung des dortmunder Statutarrechts fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts, ist also die älteste in allen westfälischen Städten; der dortmunder Rath aber bildete eine Art Oberhof im Lande zwischen Weser und Rhein, an den wiederholt von andern Städten, wie Wesel, Paderborn, Hörter, zumal aber von den nähergelegenen Orten Berufungen geschahen.

Die Geschichte Dortmunds ist an bedeutenden Ereignissen nicht reich, mehr an denkwürdigen Sittenzügen, deren wir einige ausheben wollen.

Im Jahre 1005, dann wieder 1016 hielt Kaiser Heinrich II. mit seiner Gemahlin, der heiligen Kunigunde, sich in Dortmund auf. Im letztern Jahre erschien hier vor dem Kaiser der große Präsul der paderbornischen Kirche, der gelehrte und gepriesene Bischof Meinwerkus, und erhob Klage wider seine eigene Mutter. Sie habe sich aufs neue vermählt mit Bolderich, Grafen von Kleve, und seinen, des Bischofs, Bruder Dietrich, ihren Sohn erster Ehe, meuchlerisch ermorden lassen. Trotz aller Vorstellungen des Fürsten drang der heilige Mann darauf, daß seine leibliche Mutter zum Tode verurtheilt werde, was denn auch geschah und vollzogen wor-

den wäre, wenn nicht der Erzbischof von Köln ihr Gnade erwirkt hätte. — Im Jahre 1152 hielt der Rothbart einen Reichstag in Dortmund. — „Anno 1360 hat Idel Walrabe, Ritter, zu Dortmund auff'm Weinhauß das gantze Dorf Suetdincken, über 30 Feuerstellen dahmalß stark, neun Pferde und seine Kleider auff dem Leibe mit etlichen Bürgermeistern und Patriciern von Soest verspielt und ist geliefert worden. Die Knechte haben die Settel, Zäume und Buchse verspilet und gesagt: «Hat der Deufel die Gaule gefressen, so fresse er auch die Zäume.»" So schreibt Johann von der Berswordt's „Westfälisches adeliges Stammbuch". Was aber die Herren von Walrabe angeht, so müssen sie stets eigenthümliche Leute gewesen sein, denn von „Casparen Walraben zum Grimberg" finden wir in dem angeführten Autor noch in ganz naiver Einfachheit aufgezeichnet: „welcher seine eigene Schwester zur Fraven gehabt, aus Ursachen, daß seine Schwester stadliche Erbgüter bekommen."

Auf der Reise, welche Kaiser Karl IV. im Jahre 1377, wie wir schon früher, in Enger, sahen, durch Westfalen machte, hielt er drei Tage lang in Dortmund Hof. Die alte Freie Reichsstadt bot Alles auf, ihn würdig zu begrüßen und zu beherbergen. An der Grenze des Stadtgebiets empfing ihn der Magistrat mit den Reitern und Armbrustschützen der Stadt; an einem weißen Stabe wurden die Schlüssel der Thore vorgetragen und dem Kaiser überreicht. Als Karl unter Glockenklang, unter Zinken-, Kesseltrommeln-, Geigen- und Pfeifenspiel in die Stadt einritt, führten die zwei Bürgermeister in voller Rüstung sein Roß am Zügel; vier Rathsherren trugen den Baldachin über ihm. Voran ritt der Herzog von Sachsen als Marschall mit dem Schwerte; im langen Zuge wurde der silberne Schrein des heiligen Reinold, umringt von Schülern mit grünen Kränzen, getragen. Auf der

Hauptstraße, „die rein gefegt war“, heißt es in der Chronik, standen rechts die Männer, links die Weiber Dortmunds in ihren besten Kleidern, bis zu St.-Reinold's Kirche. Der Kaiser wohnte im Hofe Johann's von Wickede, des Patriciers, der mit dem Recht begnadet wurde, kaiserlicher Majestät den Steigbügel zu halten. Eine Inschrift an seiner Herberge sowie ein besonderes Vorrecht des „Stegrep- (Stegreif)hofes“ erinnerte noch lange an den erlauchten Besuch. Der Reichsmarschall aber hatte beim Einzug das Stadtthor nicht hoch und breit, die Straßen nicht weit genug gefunden, um seine Lanze querdurch zu führen, und hielt nur für eine Geldsumme den Befehl zurück, Alles niederzureißen, was, wie er behauptete, in solchem Falle sein Herrenrecht sei.

Im Jahre 1378 am 16. Jan. erschien auch des Kaisers Gemahlin Elisabeth von Oesterreich in Dortmund. Ihr zu Ehren wurde auf dem Rathhause banketirt und nach der Tafel „ein Tanz gemacht“, wie die hohe Frau es gewünscht. — Von demselben Jahre 1378 an umtobte eine gewaltige Fehde die Stadt Dortmund. Heinrich von Hardenberg, Ritter, hatte bei einem dortmunder Juden Geld geborgt und bei adeligen Ehren und eidlich die Rückzahlung gelobt. Dennoch ließ er den Verfalltag vorübergehen ohne zu zahlen. Der Jude beschuldigte ihn deshalb der Ehrlosigkeit. Der gestrenge Ritter verlangte dafür des Juden Bestrafung. Da jedoch Bürgermeister und Rath nicht sofort Miene machten, den unglücklichen Hebräer für sein Verbrechen zu rädern und zu viertheilen, so ergrimmte der edle Heinrich und hatte stracks eine stattliche Anzahl von Vettern und Bundesbrüdern in den Sattel gebracht, welche der Stadt die Absage sandten.

Aber die alte „Tremonia“ hatte feste, bis auf den Tag noch nie bezwungene Thürme und die Bürger hatten gar derbe Fäuste. Räthlicher, als an den Mauern die Köpfe ein-

zurennen, schien es, sich mit List ihrer zu bemächtigen. Nun war einer unter den Verbündeten, Rotger von Eisenberg, der früher lange in der Stadt als deren Kriegsoberster heimisch gewesen und der das Herz einer Patricierwitwe, Agnes von Virbeke, zu gewinnen wußte, daß sie zusagte, am St.-Michaelistage in der Morgenfrühe wolle sie zwei Wagen, einen mit Heu, den andern mit Holz beladen, zu ihrem Gebrauche in eines der Thore kommen lassen; unter dem Heu aber sollten Bewaffnete der Verbündeten versteckt liegen und der Wagen mit Holz sollte unter dem Fallgitter halten, damit man es nicht niederfallen lassen könne. In dem Augenblick, wo dieser Wagen an seiner Stelle sei, wollte Agnes vom Thurme mit einem weißen Tuche winken, die Bewaffneten sollten hervorspringen und die Thorwache niedermachen, von außen unterdessen die Ritter heraneilen. Als nun der bestimmte Tag gekommen, begab Agnes sich in der Frühe zum Thorthurm. Das Thor war noch geschlossen. Die Bürger hatten solange nächtliche Wacht gehalten, daß sie sich in den Morgenstunden für den versäumten Schlaf schadlos hielten. Agnes sandte deshalb zum Bürgermeister, um von ihm die Schlüssel erbitten zu lassen. Mittlerweile hat sie sich oben in die Wohnung des Thorwächters begeben; dieser wird fortgesandt, unter dem Vorwande, er solle der edeln Frau Fleisch in der Fleischhalle kaufen gehen. Unterdeß kommen Arnold, ihr Sohn, und Konrad von Lindenhorst, des Grafen von Dortmund Sohn, zu ihr. Die Thorschlüssel werden gebracht. Lauschend vernehmen die Drei im obern Thurmgemach, wie unten die schweren Thorschlüssel klirren, wie Ketten und Riegel rasseln. Dann wird es still. Das Thor ist geöffnet! sagt Agnes leise, und hastig läßt sie ihr weißes Tuch aus des Thorwarts Fenster flattern; aus dem Hinterhalt brechen sogleich die versteckten Männer hervor und laufen mit ihrem

Kriegsruf auf das Thor zu. Aber zu früh! Das Thor war aufgeschlossen worden, doch noch waren seine schweren Flügel nicht aufgeschoben gewesen, noch starrte es mit seinen festen Eisenplatten den Anstürmenden entgegen. Die Lauscher da oben im Thurm hatten sich getäuscht. Die Bürger waren aber schnell in ihrem Rüstzeug bei der Hand; die Verräther wurden noch in der Wohnung des Thorwarts bestrickt. Man machte schnelle Justiz mit ihnen. Noch am selbigen Tage wurden Arnold und Konrad von Lindenhorst auf dem Markte enthauptet. Agnes aber wurde mit Ketten auf ihrem Holzwagen festgeschnürt und mit demselben zu Asche verbrannt!

Mit doppelter Erbitterung entbrannte die Fehde. Aber über den verbündeten Rittern waltete Misgeschick. Rötger von Eisenberg gerieth in die Gewalt des Raths und wurde als Verräther, weil er der Stadt durch Diensteid verpflichtet gewesen, erwürgt. Heinrich's von Hardenberg Haupt fiel wegen eines andern Handels, in den er verstrickt, zu Köln unter des Henkers Beil. Mit den Andern wurde der Span beigelegt; aber im Jahre 1388 trat der verbrannten Agnes ein Rächer im Grafen Engelbert von der Mark auf; er sagte der Stadt Fehde an, weil Agnes ohne Proceß gerichtet sei — vielleicht stand sie in einem Lehnsverhältniß zu den Grafen von der Mark — und zugleich sandte Friedrich von Saarwerden, Erzbischof von Köln, den Absagebrief. Mit zahlreichen und mächtigen Verbündeten rückten Beide ins Feld; es galt, und das war der Fehde eigentlicher Grund, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt zu brechen und statt des stolzen Kaiseraars ihr des kölnischen Erzbischofs schwarzes Kreuz ins Wappen zu setzen. Aber die Stadt rüstete unverzagt aus allen Kräften, schanzte und schoß aus ihren neugegossenen Geschützen, daß es ihrem Sohne, Bruder Barthold Schwarz, dem geborenen dortmunder Kind, der etwa 80 Jahre früher zu Freiburg das Pulver er-

funden, alle Ehre machte. Zwei Jahre lang widerstanden die Bürger siegreich den Stürmen, der Blockade, aller Uebermacht gewaltiger Streitkräfte und gingen, als man endlich Frieden schloß, am 20. Nov. 1389 mit neugekräftigter Unabhängigkeit aus der großen Fehde hervor.

Diese Unabhängigkeit hat Dortmund von da an ungebeugt und unangetastet erhalten. Daß sie Hansestadt war, brauchen wir kaum zu erwähnen. Schon ihre Lage wies sie auf lebhaften Handelsverkehr hin: die vortheilhafte Stellung mitten auf dem von den zwei Parallelflüssen Ruhr und Lippe gebildeten westfälischen Mesopotamien, und zwar zwischen denjenigen Stellen gerade, wo die beiden Flüsse ihr am weitesten nach Süden vorgeschobenes Knie bilden und wo auch ihre größere Schiffbarkeit beginnt, wo also Orte entstehen mußten (Lünen und Herdecke), deren Wechselverkehr sich in Dortmund kreuzte oder von hier aus beherrscht wurde.

Der Rath der Freien Reichsstadt wurde jährlich vor Petri-Stuhl-Feiertag Abends 9 Uhr erwählt: die Kurgenossen zogen dazu in schwarzen Mänteln auf das mit Pechkränzen erleuchtete Rathhaus und brachten inter pocula bei diesem Geschäfte fröhlich die Nacht zu. Der erste Bürgermeister war der regierende, der zweite sein Stellvertreter und Oberst der durch acht Bürgerfahnen vertretenen bewaffneten Macht. Die Nächsten im Range nach ihnen waren zwei Rittmeister, in frühern Zeiten Anführer der Stadtsöldner; später hatten sie Grenzstreitigkeiten und Feldmarkangelegenheiten zu schlichten. Dann kamen die Kämmerer, in deren Ressort Vormundschaftssachen und Bagatellsachen gehörten, während die eigentliche Jurisdiction der Richter übte. Ueber diesem aber standen der erste Bürgermeister und zwei Syndici als Appellationsinstanz. Vor 1400 war alle obrigkeitliche Gewalt in den Händen der Patricier. Eine Revolution, die im Zusammenhang mit der

großen demokratischen Bewegung, welche in jener Zeit alle Städte Deutschlands ergriff, diesem Stande der Dinge ein Ende machte, brachte auch die Gemeinde zur Stimmberechtigung in den öffentlichen Angelegenheiten und neben den Rath traten als Ausschüsse der Bürgerschaft der Erbsassenstand und der Vierundzwanzigerstand. Aus dem Erbsassenstand war jährlich der Richter zu wählen, der dann am Tage Matthäi in dem Richtstuhle auf der Balustrade vor dem Rathhause sitzend seinen Diensteid schwur. — Auf den Reichstagen hatte die Stadt Sitz und Stimme auf der Bank des Collegiums der Reichsstädte und war mit 108 Thalern zu einem Kammerziel angesetzt. Infolge der Verhandlungen zu Rastadt und Regensburg wurde sie 1802 mediatisirt und zur Entschädigung des Hauses Nassau-Oranien bestimmt; 1808 mit dem Großherzogthum Berg vereinigt, kam sie im Jahre 1815 unter das preußische Scepter. Jetzt gehört sie dem Regierungsbezirk Arnsberg an und ist der Sitz des westfälischen Oberbergamts.

Auch in der Gelehrtengeschichte Westfalens ist Dortmund nicht ohne Bedeutung; es trat früh zur reformirten Lehre über, wie Hamm, Soest und der größte Theil des sogenannten Hellwegs; im 16. Jahrhundert führten seine Bürger jährlich zwei Tage nacheinander unter großem Zulauf auf dem Markte „schöne Comödien und Actiones aus der biblischen Geschichte“ auf. Auch besaß Dortmund ein berühmtes Archigymnasium. Gute Druckereien waren in der Stadt, wie denn hier der berühmte Medicus Bernhard Thurneyser zum Thurn die Kupfertafeln zu seinen Werken „Archidoka“ und „Quinta essentia“ drucken ließ. Dann knüpft sich an die Stadt ein für die deutsche Literatur und den deutschen Buchhandel bedeutsamer Name: der von Friedrich Arnold Brockhaus, Gründer der Firma F. A. Brockhaus, welcher am 4. Mai 1772 in Dortmund geboren wurde. Die ausgezeichneten Köpfe,

welche Westfalen hervorgebracht hat, haben zumeist außerhalb ihrer Heimat die Gründer ihres Glücks werden müssen, so auch Brockhaus: er kam früh nach Holland, errichtete 1805 zu Amsterdam eine Buchhandlung, kehrte aber nach der französischen Besitznahme Hollands 1810 nach Deutschland zurück, rief hier, zuerst in Altenburg, dann seit 1817 in Leipzig, durch seine Thätigkeit und Umsicht eine ganze Reihe von einflußreichen literarischen Unternehmungen ins Leben.

Das beachtenswertheste Baudenkmal ist die St.-Reinoldskirche — dem tapfersten der vier Söhne Haimon's geweiht. Die vier Haimonskinder sind nämlich geborene Dortmunder. „200 Jahre vor Karl dem Großen", versichert das zu Antwerpen 1518 gedruckte „Chronicum belgicum", „lebte zu Dortmund Graf Heimo, der mit Frau Aya, des Königs der Agrippinen (Kölner) Tochter, vier Söhne erzeugte: Reinold, Rütger, Olivier und Adalbert. Diese stritten mit ihrem Oheim Karl, König der Agrippinen, gegen die Hunnen und Gothen. Sie wurden gefangen und für ihren christlichen Glauben zu Tode gemartert. Reinold liegt zu Dortmund, Adalbert zu Corbeja in Frankreich begraben."*) Besonders der Chor der Reinoldskirche ist ein schöner und stattlicher Bau, eine Schöpfung der ausgebildeten Gothik, vollendet um 1450, als würdiges Denkmal der Blütezeit eines mächtigen deutschen Gemeinwesens. Das Schiff dagegen stammt aus der ältern romanischen Epoche. Die Kirche ist außerdem reich an guten Glasmalereien und plastischen Kunstwerken und Schnitzarbeiten, die mit löblicher Sorgfalt erhalten sind. Auch die uralte Ma-

*) Eine andere Sage, wie das edle Haimonskind in Köln erschlagen und seine Leiche nach Dortmund gebracht sei, enthalten Gisbert Freiherrn Vincke's „Sagen und Bilder aus Westfalen", S. 308.

rienkirche ist architektonisch beachtenswerth, sie besitzt treffliche Altargemälde aus der Zeit von 1422—43. Die katholische, ehemalige Dominicanerkirche, enthält die großen Altargemälde der dortmunder Meister Victor und Heinrich Dünwegge, die, zwei Hauptnamen der westfälischen Kunstschule, doch nicht mehr auf der alten idealen Höhe stehen, sondern von dem Realismus der Niederländer bereits völlig beherrscht sind. Die Dünwegge lebten um 1520 in Dortmund. Kugler wirft in seiner „Geschichte der Malerei" ihnen sowie den westfälischen Malern ihrer Zeit eine empfindungslose und grelle Zusammenstellung der Farben bei sonst kräftigem Colorit vor; doch stehen sie den kölner Meistern ihrer Zeit im Ganzen nicht nach, wenn sich auch gerade bei ihnen am schlagendsten der große Rückschritt beobachten läßt, den die Kunst seit den Zeiten des unvergeßlichen Meisters von Liesborn in Westfalen durch die realistische Tendenz gemacht hatte.

Bevor wir Dortmund verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die Dingstätte der Feme, die neben der Stadtmauer auf dem Grund und Boden des ehemaligen Königshofs, der Villa regia, steht.

Der historische Roman hat ohne Zweifel viel beigetragen, um eine gewisse geschichtliche Bildung in einem Theile des Publicums zu verbreiten, welches sonst sich um die Ereignisse der Vergangenheit sehr wenig gekümmert haben würde. Ueber einen Gegenstand jedoch haben unsere ältern Romanschriftsteller nur die verkehrtesten und verworrensten Vorstellungen wachgerufen. Dies ist das Institut der Femgerichte, der „heimlichen Acht" auf der rothen Erde.*)

*) Sowol der Ausdruck „Feme" als „rothe Erde" ist bisher nicht genügend erklärt worden. Wir glauben, das Wort „Feme" kommt von wehm oder wihmen, womit der Westfale Querhölzer bezeichnet, oben

Wenn das Wort Femgericht genannt wird, so eröffnet sich vor einem großen Theile unserer Leser die Aussicht in düster erleuchtete Gewölbe, worin auf blutige Marterwerkzeuge der rothe und grelle Schein der Fackeln und Kienspäne niederglüht, wo die unterirdischen grausenerweckenden Gestalten der Richter mit hohler Stimme hinter Larven her die verbotenen und heimlichen Gedinge halten, um Frevel zu strafen oder noch größere zu begehen. Wer von der Feme ein richtiges Bild geben will, muß aber leider diese ganze Theatermaschinerie, dies ganze süßschauerliche Coulissenwerk aus Veit Weber's „Sagen der Vorzeit", aus dem „Käthchen von Heilbronn" und der „Anna von Geierstein, die Tochter des Nebels" zusammenreißen und hell über die nächtlichen Gespenster des Romans die Sonne leuchten lassen, mit klarem Schein, wie sie am Himmel stehen mußte, falls der Freigraf vor aller freier Männer Augen an der Kreuzstraße, wo drei Wege sich schieden, ein „echtes Ding" hegen durfte. Der Geist dieses denkwürdigen Instituts war kein anderer als der des ganzen Mittelalters, auf dessen Boden es erwachsen; er hatte mit Nacht und Heimlichkeit nichts gemein, er war der Geist ritterlicher Ehre und strenger Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, seine Tendenz Erhaltung alter strenger Sitten und Tugenden, Heiligbewahrung von Manneswort und Mannestreue;

in einer Höhe angebracht — man hängt Schinken an den Wihmen oder Wehm, der Hahn übernachtet mit seinen Hennen auf dem „Hühner-Wihmen". Danach ist Femgericht nichts Anderes als Galgengericht — die Feme kannte keine andere Strafe als das Hängen. — „Rothe Erde" kann entstanden sein aus dem Wort borotra. Die fränkische Gaueintheilung bezeichnet die Gegend von Dortmund als Gau oder terra borotra. Vielleicht auch ist rothe Erde ein verstärkter Ausdruck von Erde überhaupt, von der wirklichen Erde, auf welcher draußen in freier Luft die Femgerichte gehegt werden mußten, im Gegensatz zur Kammer.

die Ehre vor allem war der Grundpfeiler des Instituts, Gott, König und Recht der Wahlspruch. Es leidet keinen Zweifel, daß das Femgericht in den Jahrhunderten seiner Blüte eine wahre Segnung für einen großen Theil von Niederdeutschland gewesen ist; wo die Treuga Dei, wo der Kirche Gebot, der Religion mahnende Stimme, des Papstes Bannstrahl, des Reiches Acht und Aberacht, des Kaisers Landfrieden ohne Wirkung blieben auf die unendliche Roheit, die maßlose Willkür unzähmbarer Gemüther, da erweckte der Feme Ladung, des Freigrafen Spruch die demüthigste Angst; wem in der Mitternacht die drei Späne aus dem Burgthor gehauen worden, der wußte, daß ihn die Strafe ereile, vor der es keine Flucht, keine Gnade gab. — Herzog Adolf von Schleswig war vor den Freien Stuhl geladen. „Wenn Ihr hingeht", sagte Herzog Wilhelm von Braunschweig, sein bester Freund zu ihm, „so werde ich als Freischöffe Euch an den nächsten Baum hängen müssen oder baumle selber", und Herzog Adolf bat den Rath des mächtigen Lübeck, ihn gefänglich zu bestricken, daß er nicht gehen könne. — Der Graf von Wernigerode ritt unter freiem Geleit mit Bischof Albrecht von Magdeburg und Beider Rittern einst über den Heerweg; da begegneten ihnen die westfälischen Schöffen, nahmen den Grafen aus der Schar heraus und hängten ihn „darumb er viel Untreu geübet hätt", wie die Chronik sagt. So hatte jeder „feldflüchtige, treulose und hängmäßige" Mann das Schwert des Damokles ob seinem Haupte schweben.

Alles Recht jener Zeit ward, wo es überhaupt zu Worte kam, gelähmt, durch Verschleppung und Endlosigkeit des Verfahrens, durch Mangel der stricten Vollziehung; die Feme nur sprach nicht allein, sie übte auch Recht; die Bedingungen solcher Wirksamkeit waren natürlich rasche Procedur und Unbeugsamkeit der zur Vollstreckung berufenen Werkzeuge. Das

war in jener Zeit etwas Unerhörtes; der langmüthigen Gerechtigkeitspflege der Epoche gegenüber wirkte sie wie eine übermenschliche, und wenn sie allein durch die Kraft des in ihr lebendigen Geistes Wirkungen sichtbar machte, die ganze Schaaren von Reisigen, ganze Heere nicht erzielten — wie die Bestrafung mächtiger, auf den Schutz von Burgmauern und Vasallen trotzender Herren —, so mochte sie freilich schon in den Augen der Zeitgenossen etwas gespenstisch Dräuendes und Schreckhaftes bekommen; mancher Wanderer mochte ein Kreuz schlagen, wenn er durch den stillen Tann schritt und plötzlich an einen Ast gehängt ein Leichnam ihn angrinste, und das darunter im Stamme des Baumes steckende Messer von der Rächerhand der Feme sprach. Unsere Freischöffen sind eine Art romantischer Verkörperung der classischen Erinnyen, der „guten Göttinnen", vor denen kein Entrinnen war.

Die höchste Blüte mag die Feme im 15. Jahrhundert erreicht haben; da wagte es der Freistuhl zu Wünneberg, Kaiser Friedrich III. und seinen Kanzler, Bischof Ulrich von Passau, vor sich zu heischen, um Leib und Leben und höchste Ehre, bei Strafe, daß er sonst für einen ungehorsamen Kaiser zu erachten; da waren über 100,000 Freischöffen über ganz Deutschland verbreitet, und in ihrer Zahl zu sein rechneten die mächtigsten Fürsten sich zur Ehre. Der eigentliche Sitz war und blieb dabei aber immer Westfalen, der dortmunder Stuhl bildete eine Art Revisionsinstanz, und an ihm oder im Baumhofe vor dem Schlosse zu Arnsberg kamen die Freigrafen zum Capitel zusammen.

Schwerer, als den Zeitpunkt der Blüte der Femgerichte anzugeben ist es, die Entstehung des Instituts aufzuhellen. Die Feme behauptete, Karl der Große habe sie eingesetzt; man findet auch die Verbrechen, über welche sie ursprünglich zu richten hatte, als Entweihung der Kirche, Abfall vom Glau-

ben, Raub und Gewaltthätigkeit u. s. w. beinahe gleichlautend in den Capitularien Karl's des Großen aufgezählt, als unter Königsbann gehörend, d. h. in die Sphäre der richterlichen Gewalt fallend, welche im Namen des Königs von den Grafen in den alten sächsischen Gerichten freier Männer ausgeübt wurde. Wenn nun noch Wigand in seinem gediegenen Werke über das Femgericht die unleugbare Verwandtschaft der freien Stuhlgerichte mit den altsächsischen Freigerichten der Karolingischen Zeit in den Personen des Richters, des Frohn, der Schöffen, der Wissenden oder des Umstandes dargethan hat, so schließt man wol mit Recht, daß die Feme nichts Anderes als eine eigenthümliche Entwickelung der Einrichtungen Karl's des Großen sei, eine Fortsetzung jener Freigerichte im alten Sachsen, und daß sich nicht an ein bestimmtes Datum ihre Einsetzung knüpfen lasse. Noch im 13. Jahrhundert haben sie die Natur kaiserlicher Landgerichte und bestehen friedlich neben den landesherrlichen Gerichten, die Freigrafschaft neben der Gaugrafschaft, nur höhern Ranges sich haltend, wie der Kaiser, von dem der Freigraf seine Gewalt ableitet, einen höhern Rang hat in der Ordnung der sieben Heerschilde als der zum Landesherrn gewordene Gaugraf.

Der Krebsschaden des Instituts war der Mangel an einer feststehenden materiellen Rechtsnorm: es wurde gerichtet nach altem Herkommen, nach Eike von Repkow's „Sachsenspiegel", nach den besondern Ueberlieferungen jedes einzelnen Stuhls; diese widersprachen aber oft sich schnurstracks in ihren Entscheidungen; an einem war Recht, was am andern Unrecht war, und so verlor das Gericht an Würde, es begann auch Willkürlichkeiten, griff in fremde Jurisdictionen über, verletzte päpstliche und kaiserliche Privilegien (de non evocando), und wenn auch der oberste Stuhlherr dadurch sich veranlaßt sah, vom Capitel der Freigrafen in Arnsberg sogenannte Refor-

mationen (1437 und 1442) vornehmen zu lassen und zu geschriebenem Recht zu machen, so wich doch mehr und mehr der alte ehrfurchtgebietende Geist der Feme. Umsoweniger konnte sie der gelehrten Jurisprudenz, die seit dem 12. Jahrhundert von den oberitalienischen Schulen eines Irnerius und Accursius aus über Deutschland Macht bekam, widerstehen und wurde endlich selbst vor das Hochnothpeinliche Gericht Kaiser Karl's V. gestellt und zum Tode verurtheilt. Durch das neue Gesetz — die sogenannte Carolina — wurde der Inquisitionsproceß als der von nun an deutsche festgestellt, und das alte Accusationsverfahren der Freigerichte behielt nur noch ein precäres Dasein.

Bestimmter als das materielle Recht der Feme war die Form des Verfahrens. Die übergroßen Förmlichkeiten sind oft nur ein Zeichen von der Halt- und Rathlosigkeit einer Legislation; so mochte auch der Freigraf um so sorgfältiger alle Vorschriften bei der Hegung des Gerichts beobachten, um so genauer darauf sehen, daß der Frohn jedes Wort der alten Reime dabei hersage, je mislicher ihm die Entscheidung der Sache selbst schien. Der Freigraf wurde von dem Stuhlherrn (oberster Stuhlherr ward nach Heinrich's des Löwen Sturz 1180 der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen, die einzelnen Femgerichte oder Stühle jedoch hingen von Dynasten, Städten, Stiftern, denen der Kaiser sie zu Lehn gegeben, ab) eingesetzt; die Schöffen aber wurden aus dem Stande der Freien, von den Femgenossen selbst unter vielen Förmlichkeiten angenommen, und mit den Heimlichkeiten bekannt: „wissend" gemacht. (Daß, während überall in Deutschland der Stand der Freien beinahe völlig ausging und in Ministerialen und Schutzhörige und Cerocensualen u. s. w. im Laufe der Zeit sich verwandelte, in Westfalen soviel alte Freie auf angestammter Wehre sich erhielten und bis auf unsere Zeit Namen und Rechte zu behaupten wußten, ist ein Umstand so

eigenthümlich wie das Femgericht selbst, dessen Fortbestand er bedingte.) Jene Heimlichkeiten der Feme bestanden in einem Freischöffengruß: „Eck grüt ju, lewe Man, wat fange ji hie an?“ Der Wissende erwiderte: „Allet Glück kehre in, wo de Fryenscheppen syn.“ Ferner in drei geheimen Alphabeten, Erkennungszeichen bei Tische (sie legten das Messer mit der Spitze sich zugekehrt hin), einem Nothwort: „Reinir dor Feweri“, und der Losung, „Stock, Stein, Gras, Grein“; die Verletzung der Heimlichkeiten wurde durch Ausreißen der Zunge und andere Grausamkeiten gerächt. Zum Gerichte gehörten außer dem Freigrafen sieben Schöffen, ein Frohn und oft auch ein Schreiber. Der Freigraf hegte mit ihnen entweder ein offenes Gericht, wo Keinem der Zutritt verwehrt war, oder ein Stillgericht, ein geschlossenes, heimliches, wobei nur Wissende den Zutritt hatten; dieses Heimliche aber bedeutete nur das Geschlossene, Besondere, Vertraute; so kommt das Wort oft vor, ein hessischer Fürst nannte seinen Amtmann: „lieber Heymelicher und Getreuer“; „Gerhard von Nassawe und lyse frawe von Meerenberg“ schlossen einst „eine Heimlichkeit und eine Ehe“. — Beide Arten von Gerichten wurden nun aber entweder an gewissen bestimmten Tagen nach alter Sitte gehegt und hießen dann: Ungebott oder echte Ding; oder der Freigraf gebot eine außergewöhnliche Zusammenkunft der Schöffen zum Stuhle; sie hießen dann gebotene, verbotene Gerichte; Verbotung war soviel als Zusammenberufung und der Frohnbote war der Verboter; judicia vetita ist also eine ganz falsche Uebersetzung.

Die Feme hörte schon in den frühern Zeiten ihres Wirkens auf, über Streitigkeiten des Privatrechts zu entscheiden und beschränkte sich auf die peinlichen Fälle; rasches Verfahren machte hier vorzugsweise die zusammengeboteten Gerichte nöthig und so bekam das ganze Institut den Namen der verbotenen Gerichte.

Bei der Hegung selbst hatte vor Allen der Freifrohn viel mitzureden. „Der frygreve sall (waffenlos und nüchtern) up den frien Stoel sitten gan und beginnen des alsus: «Ich fragen dich frifrone, off des wol dach und tyt sy, dat ich in Stat und Stoel uns gnedigsten Hern des Romschen Keysers ein hillig ding und gerichte hege und spanne to rechte under Konigs Banne?»" Der Freifrohn bejaht dies und heißt hegen „mit eyme swerde und strycke oder seyle dairby". Der Freigraf schließt darauf die Unwissenden aus: „by deme banne und hogesten Wedde as by der wedt (Weide) und reype" (Strick), und verbietet alle „Dingslege" oder Störung; wer dagegen sich verfehlt, sich einschleicht, „belustert", den, gebietet der Freifrohn dem Grafen, „sollt ir noymen mit syme kristlichen namen und binden eme syne hande vur (vorn) to samen und doin eme eyn seyl oder Weet umb synen Hals und hangen ene an den ersten boym den ir dan da gehaven mogen."

Die Klagen wurden nun angebracht, die Ladungen verfügt, drei oder vier mal nacheinander, die Urtheile von den Schöffen, den eigentlichen Richtern in unserm Sinne, aus der Rechtsquelle geschöpft, „gewyset" (daher Wyser, Wisende), von dem Freigrafen ausgesprochen, von dem Umstande „den Standgenoten, fryen scepenbaren Mannen" gebilligt oder „gescholten". Der Eid zweier oder dreier Schöffen gegen den Angeklagten galt als voller Beweis; doch konnte der Beklagte durch seinen Eid und den von sechs Eideshelfern sich wieder reinigen, dann wieder überführt werden durch den Eid von 14 Eideshelfern des Klägers u. s. w. Dies hieß übersiebnen. Die Bitte um Revision einer abgeurtheilten Sache mußte eingeführt werden von dem Verfemten mit einem Strick um den Hals, einer Königsmünze in der Hand und unter Fürsprache zweier Schöffen. Dann konnte die Acht von ihm genommen werden. Die Acht selbst aber, welche der Freigraf über den Ver-

brecher aussprach (der nicht etwa auf handhafter That: „hebender Hand, blinkenden Scheines, gichtigen Mundes“ von zwei Schöffen ertappt und dann auf der Stelle gehängt war) lautete also:

„Den Beclagenden man mit namen N. den neme ich hir up und uit dem vreden, uit den rechten und frieheid, as die Paiste und Keiser gesatt heben — — — in dem lande to westfalen und werpe ene neder und sette ene uit allen vreden in den hogesten unvreden und ungnade, und make en unwerdig, achteloß, rechtloß, vredeloß und unbequeme, und wyse synen hals dem reype, synen lychnam den vogelen und dieren in der luft to verteren, und bevele sine seyle gade van hemele in syne gewalt, und sette syne lene und gut ledig den heren, dair di van rorende sint (von denen sie herrühren), syn Wiff Wedwe, sine Kinder weysen.“ — Der Freigraf nahm dann den Weidenstrick, bog ihn und warf ihn aus dem Gerichte hinaus und der sämmtliche Umstand spie aus; „gelich off men den selven vort ter selven stond henge.“ Doch ist die Formel nicht feststehend.

Der Freistuhl zu Dortmund ward als der oberste betrachtet, die Capitel kamen abwechselnd bei ihm wie in Arnsberg zusammen, Kaiser Sigismund ließ sich 1429 bei ihm wissend machen; er hieß der Spiegel, des Königs und des heiligen Reichs heimliche Acht und Kammer. Sein Stuhlherr war der Graf von Dortmund, der als alter Karolingischer Comes, ohne Landesherr zu werden oder zu einem Landesherrn in untergeordnete Verhältnisse zu treten, fortfuhr, unmittelbar im Namen des Königs den Stuhl zu besetzen; er war eine Art Erbrichter des Reichs und in seine Hände legte der Kaiser bei der Krönung zu Aachen den Eid ab, „daß in seynem Herzen besloßen sein söllent alle Recht u. s. w. mit mereren Worten, als dann ainem jeglichen Romischen Kunig durch den Erbgrafen us Westfalen zu Auche in den aid gegeben wirrt“.

Die älteste Stätte des Freistuhls bei Dortmund ist die „auf dem Königshofe unter der Linde"; als aber 1343 der Erbgraf Konrad von Lindenhorst seine halbe Grafschaft dem Rathe von Dortmund verkaufte und dieser nun Mitstuhlherr wurde, verlegte er den Malplatz in die Stadt auf den Markt; nach einem halben Jahrhundert jedoch fand man es für gut, wieder hinauszuziehen an den Stadtgraben unter die Linden. Als am Ende des 15. Jahrhunderts die Grafen von Lindenhorst ausstarben, kam, wie wir sahen, die Freigrafschaft völlig in den Besitz der Stadt.

Aber das Femgericht war damals bereits um seine alte Bedeutung gekommen. Gegen die gelehrte Rechtspflege der „Legisten und Kanonisten", die Carolina, den steigenden Einfluß des Reichskammergerichts (seit 1495) konnte es sich nicht aufrechterhalten und so kam es, daß es seinen Charakter an vielen Orten völlig veränderte. Es verwandelte sich nämlich — besonders auch im Fürstenthum Paderborn — in Land- und Rüge- oder Polizeigerichte, ähnlich den Synodalgerichten der Karolingischen Zeit. Auf die Anklage des vereideten Schöffen hin wurde hier vom Freigrafen über Das Recht gesprochen, was von Vergehen „so freien Stiftes Wröge war" (das Wort ist unser Rüge, englisch wrong) angebracht wurde. Diese Umwandlung fand nun auch mit dem Freistuhl zu Dortmund statt, er ward ein Wrögegericht und konnte sich als solches dann hier um so länger halten, weil die Stadt ihn für das Gebiet der alten Grafschaft, deren Besitzerin sie geworden, bis in unser Jahrhundert hinein bestehen ließ. Die Namen Freistuhlsgericht, Freigraf und Frohn blieben ebenfalls. Das Freistuhlsgericht bestand aus dem Freigrafen und zwei Beiverordneten, einem aus dem Stande der Erbsassen und dem andern aus dem Vierundzwanzigerstande, mit einem Gerichtsschreiber. Einmal des Jahres, am Montag nach

Mittsommer, erhöhten das Gerichtspersonal der zeitige Richter der Stadt und die beiden Rittmeister.

Das Freistuhlsgericht wurde nämlich des Jahres vier mal gehalten, am Dienstag nach den Heiligen drei Königen, am zweiten Dienstag nach Ostern, am Montag nach Mittsommer und am Dienstag nach Lamberti. Eine der unterthänigen Bauerschaften mußte nur an dem dritten Gerichtstage erscheinen, die übrigen, und zwar aus jedem Hause wenigstens ein Mann, an allen vier Tagen.

Die Abhaltung des Gerichts war mit folgenden Förmlichkeiten verbunden:

Auf den Glockenschlag, sobald die Beisitzer des Gerichts sich gesetzt, ruft der Frohn drei mal: „Tretet heran, ihr Bauern und Bauerrichter!" Darauf sagt der Frohn weiter: „Meine Herren wollen euch die Wroge vorlesen lassen." Hierauf treten die Bauern näher und stellen sich um den Freistuhl und der Gerichtsschreiber liest ihnen die Wroge vor.

Dann fragt der Frohn den Freigrafen: „Herr Freigraf, wollt Ihr mir erlauben, daß ich mein Schwert ziehe?"

Der Freigraf antwortet alsbald: „Ziehe dein Schwert!"

Nun zieht der Frohn das Schwert, hält es in die Höhe, schwingt es über die versammelten Bauern und ruft Wapen! Wapen! Wapen! drei mal und das dritte mal setzt er hinzu: „Alle, die unter dem Schwerte von Dortmund sitzen, sollen meinem Herrn gehorsam sein."

Die Ueberlieferung hat eine erweiterte Formel dieses Ausrufs des Frohn aus dem vorigen Jahrhundert erhalten, nämlich:

O weh! o weh! o Wapen!
Uwer Schüren unde Brakel!
Alle, de unner diesem Swerte stahn,
De sind düesem Swerte unterthan!
We klagen will, de klage vast!

Nach diesem fragte der Frohn, ob der Freigraf erlaube, daß er sein Schwert wieder einstecke. Nach erhaltener Erlaubniß ruft der Frohn: „Ihr Bauern weichet ab! Meine Herren geben euch Bedenken!“

Nachdem die Bauern seitwärts einige Zeit abgetreten, werden sie vom Frohn, und zwar eine Bauerschaft nach der andern, wieder vor den Freistuhl gerufen und die Verhandlung beginnt. Die Gerichtsgenossen zeigen nun an, was seit dem letzten Gerichtstage gegen das Gesetz vorgefallen sei. Dies Alles gehört zur Wroge, nach welcher die Rüge folgte, das heißt, der Angeklagte, der sich nicht verantworten konnte, wurde bruchfällig erklärt und mußte nach Recht sühnen oder büßen. Die Klagfälle, welche vor dem Freistuhlgericht verhandelt wurden, waren im Statutenbuche aufgeführt: Wer dem Nachbar zunahe gegraben oder gebaut; wer Kirchhöfe, Gräber oder andere heilige Stätten verletzt; wer gestohlen Gut erwirbt oder hehlt; wer Bier braut oder ausländisches Bier holt und verzapft, ohne daß es in Dortmund veracciset ist; wer in dortmundischem Gebiete jagt oder zu jagen versucht hat; wer des Sonntags oder an Feiertagen während der Predigt Branntwein verkauft und zeitliche Arbeit verrichtet; wer ohne Bewilligung des Raths einen Kotten baut, wo vorher keiner war, oder ein Backhaus setzt; wer sein Korn auf einer Mühle außerhalb der Grafschaft mahlen läßt; wer bei Hochzeiten und Kindtaufen gegen die publicirte Ordnung des ehrbaren Raths handelt.

Man sieht also, daß von dem alten Ansehen des Femgerichts in diesem Rügegerichte nichts, und von den schauerlichen Formen im Schwerte und in der naiv gravitätischen Unterhaltung des Frohns und Richters kaum noch ein Schatten erhalten ist.

Das letzte Freistuhlsgericht dieser Art unter der Femlinde

ist 1803 am Dienstag nach Heiligen drei Königen vom Freigrafen Zacharias Löbbeke gehalten worden.*)

Am längsten erhielt sich die Tradition des Femgerichts in der jetzigen Standesherrschaft Gemen; erst 1811 ist es hier von der französischen Gesetzgebung bei der Besetzung des Landes aufgehoben, ja man behauptet, daß bis in die neueste Zeit hinein die Freibankbauern hier die Bank gespannt und heimliches Gericht gehegt haben, auch sich standhaft weigern ihrer Losung: „Stock, Stein, Gras, Grein" Bedeutung aufzudecken. Auf ein breites Schwert, das sie Kaiser Karl's Degen nennen, sollen sie den Schöffeneid abgelegt haben: dem Stuhlherrn treu, hold und gewärtig zu sein, Alles, was „vehmwrogig", „Straßen- Mühlenmäre" sei, anzubringen und die Feme Niemand zu offenbaren.

Das Aussehen der Malstätte bei Dortmund hat Freiligrath in seinem Einleitungsgedicht zum „Malerischen und romantischen Westfalen" beschrieben:

Dies sind die Linden; — beide morsch und alt!
Rechts die zerbarst; sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube;
Weit aber greift sie mit den Aesten aus,
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus,
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; — hart unter'm Lindenpaar
Erhebt er sich; du kannst des Reiches Aar
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;
Hier auf dem Tische, dort auch überm Thor
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Seit der Zeit, wo diese Strophen gedichtet wurden, sind die Linden jedoch um vieles älter und verkümmerter geworden, und das nahe Thor mit dem Reichsadler ist niedergebrochen.

*) Vergl. Bernhard Thiersch, „Geschichte der Freireichsstadt Dortmund" (Dortmund 1854).

8.

Ein Blick ins Süderland. — Das Ruhr- und Lennethal. — Die Suntwicher Höhle. — Die Industriestädte. — Strünkede. — Essen. — Eine amerikanische Stadt. — Duisburg und Ruhrort. — Calcum. — Düsseldorf. — Jakobe von Baden. — Das Herzogthum Berg. — Walzertanz eines Herrscherwechsels. — Die Akademie. — Die letzten Stationen. — Schluß.

Die Bahnlinie, welcher wir bisher gefolgt sind, hat uns durch ein wohlangebautes, betriebsames, blühendes, ja zum Theil reiches Land geführt, aber zugleich auch durch eine ziemlich monotone Gegend. Dies ist besonders der Fall gewesen, seit wir mit Bielefeld die letzte Höhengegend hinter uns ließen und die flachen Ems- und Lippethäler durchflogen. So sind wir zwischen dem charakteristischen Wallhecken- und Kämpeland von Westfalen, dem Münsterland, das wir zur Rechten ließen, und dem durch seine landschaftliche Schönheit bekannten Süderland, das uns zur Linken blieb, mitten hindurchgesteuert. Das lang und gerade gespannte Haarstranggebirge, welches vom Osning im obern Fürstenthum Paderborn in westlicher Richtung zum Rheine zieht, trennt uns von dem Thale der Ruhr, in dem die landschaftliche Schönheit Westfalens sich am reichsten entfaltet. Da ist das malerisch liegende, von der Ruhr in kühnen Bogen umschlungene Arnsberg, die Hauptstadt des Herzogthums Westfalen, einst dem Krummstab

von Köln unterthänig — mit seinem Schloßberg, seinem Kloster Weddinghausen, seinen Erinnerungen an Friedrich den Streitbaren, den zornigen Feind des kappenberger Klosterthums, und an Gottfried von Arnsberg, mit dem das alte Geschlecht der Vorstreiter in den Kämpfen des Reichs zwischen Weser und Rhein erlosch; da ist Herdringen mit dem schönen neuen Schlosse des Grafen von Fürstenberg; da ist das freundlich und idyllisch gelegene ehemalige Cisterciensernonnenkloster Fröndenberg, am Einfluß der kleinen, von Balve und Menden kommenden Hönne in die Ruhr — jene Klosterstiftung des heiligen Menricus, der mit der Muttergottes auf so freundlichem Fuße stand, daß sie sich zutraulich gegenseitig den Morgengruß sagten: „Salve, sancta parens!“ — „Salve beate Menrice!“ Das Nebenthal der Hönne hat dann wieder seine großen und berühmten Schönheiten, seinen von den Burgruinen von Klusenstein überragten Felsenpaß, und besonders seine Höhlen und Grotten, von denen die mehr oben, in der Nähe des durch seine Metallindustrie berühmten Iserlohn liegende Suntwicher Höhle die mächtigste und merkwürdigste ist; sie zeigt weite Hallen, ganze mit Tropfsteinbildungen erfüllte Dome — von 30 Fuß Höhe und mehr denn 80 Fuß Länge —, den berühmtesten Stalaktitengrotten aller Länder sich an die Seite stellend.

Folgen wir dem Laufe der Ruhr weiter hinab, so entwickelt sich vor uns eine anmuthige landschaftliche Scenerie nach der andern: Schloß Ardei, Dellwig, Villigst und Schwerte, die sagen- und mährenreiche Gegend, dann das prächtige Hohensyburg, welches den Einfluß der aus den Bergen des Sauerlandes sich heranschlängelnden Lenne beherrscht — geweiht durch Geschichte und Sage, denn Syburg ist eine alte sächsische Veste, zwei mal von den Franken Karl's des Großen erstürmt (772 und 775), seine Kirche ist von Papst Leo III. geweiht

und aus seinem „Petersbrunnen" ist das Wasser zur Taufe der Heiden geschöpft. Voll malerischer Schönheiten ist dann wieder das Lennethal mit seinem pittoresken Limburg und Schloß Hohen-Limburg, mit seiner stolzen Veste Altena, der Stammburg berühmter Herrschergeschlechter von der Mark und Berg; weiter hinauf die Burgen von Schwarzenberg, Bilstein und soviel andere Punkte, daß man das Lennethal eines der schönsten und malerischsten kleinen Flußthäler Deutschlands nennen darf. Die Ruhr selbst aber, um ihr treuzubleiben, schlängelt sich von Syburg nach Herdeke — „Hertha's Eiche" erklärt patriotische Philologie — mit dem von Karl dem Großen gegründeten Frauenstift, dem Frederuna, des gewaltigen Frankenkönigs Schwester oder Nichte, als erste Aebtissin vorstand; dann wirft sie sich nach kühner Bogenwendung zwischen Vollmarstein (links) und Wetter (rechts) hindurch — jenes die Stammburg mächtiger Grafen, Wetter ein betriebsamer Ort, mit einem Burghaus, das den Drosten der Grafen von der Mark als Amtssitz diente, mehre Jahre hindurch Aufenthalt des Ministers von Stein war, der hier als preußischer Bergrath weilte, und jetzt in eine Eisengießerei des Volksmanns Harkort umgewandelt ist. Bei Wetter überschreitet die von Elberfeld kommende Bergisch-Märkische Eisenbahn die Ruhr. Wir folgen ihr am rechten Flußufer entlang bis Witten, dem freundlichen Städtlein, in dessen Nähe die romantisch gelegene Burg Steinhausen, lange der Staël-Holstein Eigen, dann das merkwürdige von den Ruhrwellen bespülte Burghaus Hardenstein, worauf Ritter Neveling einst den unsichtbaren Gnomenkönig Volmar oder Goldemar, der aus Liebe zu des Ritters schöner Schwester sein Hausgenosse geworden, bewirthete. Dann aber dürfen wir uns nicht weiter verlocken lassen dem Flußthal abwärts nachzugehen: wir müssen Kemnade, das idyllische Gelände, welches von der alten Veste Blankenstein

beherrscht wird, Hattingen, den Isenberg, Steele, Werden, die alte Abtei St.-Ludgers, Kettwig und was alles dort an reizenden Punkten sich aneinanderreiht, mitsammt seinen geschichtlichen Erinnerungen und Denkwürdigkeiten, wozu der Mord des Erzbischofs Engelbert von Köln, die Sage von der Seherin Velleda gehören, beiseite lassen, und von Witten aus mit der Bergisch-Märkischen Eisenbahn den verlassenen Bahnhof von Dortmund wiederzugewinnen trachten. Das gelingt uns denn auch in der Frist weniger Minuten, wenn uns nicht die riesigen industriellen Etablissements und Hohöfen von Hörde, an denen wir auf der kurzen Strecke vorüberkommen, aufhalten. Die Anlagen des hörder Hüttenvereins sind wegen ihrer Großartigkeit berühmt.

Man kann übrigens — und Reisenden, welche nicht sklavisch an die Minute gebunden sind, nicht etwa beabsichtigen, noch am Abend in Köln einen Anschluß an die linksrheinischen Bahnen oder die Rheindampfschiffe zu benutzen, rathen wir dies dringend — in Dortmund die Köln-Mindener Bahn verlassen, um auf der Bergisch-Märkischen den Rhein zu erreichen. Man hat den Vortheil der unendlich interessantern Fahrt durch das Ruhrthal, an Herdeke und Hagen vorüber, der „Enneper Straße" nach, an Schwelm her und durch die in ihrer Art einzigen Industriestädte des Wupperthals, jenes stundenlange Barmen und Elberfeld mit seinen Hunschaften —, eine Gegend, die vom anziehendsten Gemisch von Gärten und Wiesen, schimmernden Landsitzen, Siedelungen der Fabrikarbeiter, Industrieanlagen vom kleinen Mühlenwerk bis zur riesigen Spindelkaserne und Webstuhlpalast, von Brücken und farbenglänzenden Färbereien und Bleichereien unübersehbar weit bedeckt und malerisch überstreut ist. In der That, dieser Anblick, diese Schöpfungen deutscher Betriebsamkeit, deutscher Tüchtigkeit in Gewerbe und Leistung sind so großartig,

so verheißungsvoll für eine große und stolze Zukunft des Vaterlandes, daß sie den kurzen Umweg aufs reichlichste lohnen.

Wir aber folgen unserer festgestellten Reiselinie — wir verlassen Dortmund und berühren nur noch ein paar Stationen auf westfälischer Erde, darunter Herne-Bochum, hinter welcher rechts die alte Wasserburg Strünkede auftaucht, der Schlupfwinkel weiland Ritter Jobst von Strünkede's, von dem es im Liede heißt:

De dulle Joest van Strünkede
Harr nie 'ne Schlacht verluaren,
De Sabel, de em blinkede
De heng bis op de Spuaren.

De gett jar wat te wietten dohn,
Met sine weiste Knappen,
Kän Mensche kon de Landstrot gohn,
Den he nich wacker schnappen.

En Menschenliaven goll em nich
So vüül as us de Flaigen,
Un Gnade Guatt den armen Wicht,
Den sine Rüens jaigen.*)

---

*) Ins Hochdeutsche übertragen lautet die obige Probe des in diesem Theile der Mark landesüblichen Idioms:

Der tolle Jobst von Strünkede
Hat nie 'ne Schlacht verloren;
Das Schwert, das an ihm blinkete
Hing bis auf seine Sporen.

Die keckſten Bursche lehrt' er flieh'n
Mit seinen wüsten Knappen.
Kein Mensch durft' mehr des Weges zieh'n,
Nach dem er nicht that schnappen.

Ein Menschenleben galt ihm nicht
Soviel wie uns die Fliegen,
Und Gnade Gott dem armen Wicht,
Den seine Rüden kriegen!

Kurz hinter der Station Gelsenkirchen erreichen wir die Grenze der Grafschaft Mark. Essen, dessen Bahnhof 25 Minuten von der Stadt entfernt ist, liegt bereits jenseit der Grenze, im Lande der Berge, wenigstens gehört es jetzt dem Regierungsbezirk Düsseldorf an, während es früher ein reichsunmittelbares Gebiet einer hochgeborenen Dame war, welche sich „des Kaiserlichen freiweltlichen Stiftes Essen Aebtissin, des Heiligen Römischen Reichs Fürstin, Frau zu Breisich, Rellinghausen und Huckarde" nannte. Inmitten dieses Gebiets von einigen Quadratmeilen und 14,000 Einwohnern behauptete freilich die Stadt Essen wieder als Freie Reichsstadt ein eigenes Gebiet zu bilden, um die politische Einschachtelung vollständig zu machen, bis nach hundertjährigem Processe das Reichskammergericht im Jahre 1670 Essen für eine Municipalstadt und der Aebtissin Unterthanin erklärte. Die Stadt liegt wie gesagt beinahe eine halbe Stunde von der Eisenbahn entfernt in einer fruchtbaren hügeligen Gegend, und der betriebsame verkehrreiche Ort gewährt, wenn man ihn von der Höhe herab, welche ihn von der Eisenbahnstation trennt, vor sich liegen sieht, ein sehr freundliches Bild, das nur etwas zu sehr von Kohlenstaub geschwärzt, von Hohöfen überqualmt ist. Er hat 8—9000 Einwohner, welche sich hauptsächlich vom Bergbau nähren, dessen zuerst im Jahre 1317 Erwähnung geschieht, sowie von einer Fabrikthätigkeit, deren berühmteste Erzeugnisse schon oben genannt wurden (Krupp'sche Gußstahlproducte). Von den Gebäuden fällt vor allem die Münster- oder Stiftskirche ins Auge, eine gothische Hallenkirche, vollendet 1316, mit einem westlichen, den Chor der Stiftsdamen enthaltenden Abschluß, welcher in seiner Anlage an das romanische Münster zu Aachen erinnert. Als Stifter des Münsters und des Frauenklosters wird Bischof Alfried von Hildesheim genannt, der auf dem Hofe zu Assinda oder Essinda geboren sein soll. Das Provinzialconcil zu Köln vom Jahre

873 bestätigte die Stiftung, der Gerswinda, des Bischofs Schwester, als erste Oberin vorgesetzt ward. Schenkungen und Gaben und der Kaiser Freibriefe hoben die Stiftung so, daß sie bald 52 nach der Regel des heiligen Benedict lebende Nonnen zählte, zu denen noch ein Collegiatcapitel von 20 Stiftsherren sich gesellte. Nach dem Tode des letzten Schirmvogts des Klosters, des Grafen Friedrich von Isenburg (1226), ließ sich die Aebtissin selbst mit der Vogtei belehnen; aus dieser vogteilichen Gewalt und Jurisdiction wußten dann die klugen Frauen sich nach und nach eine reichsfürstliche zu schaffen. Auch sehen wir seit je Töchter aus den erlauchtesten deutschen Häusern in den geschlossenen Ringmauern des alten Gotteshauses von St.-Cosmas und Damianus weilen. Im 10. Jahrhundert ist des großen Kaisers Otto's I. Tochter, Adelheid, Essen's Aebtissin; unter ihrer Obhut wuchs hier ihres Bruders, Kaiser Otto's II. Tochter Mathilde auf, jene minnigliche Frau, zu der Pfalzgraf Ezzo in Liebe entbrannte; durch die Hoheit ihrer Geburt von ihr getrennt, gewann er sie endlich in der Pfalz zu Aachen ihrem Bruder Otto III. im Schachspiel ab und führte sie gen Brauweiler bei Köln, in sein Burgschloß heim. Die Aebtissin Franziska Christina von der Pfalz, Karl Theodor's Schwester, stiftete 1773 das große und reich dotirte Waisenhaus zu Steele. Die letzte Aebtissin war Maria Kunigundis, königliche Prinzessin von Sachsen und Polen, ihres Bruders des trierischen Kurfürsten Clemens Wenzeslaus zärtliche und unzertrennliche Gefährtin — eine lange magere Dame, mehr durch Vorzüge des Herzens als der äußern Erscheinung ausgezeichnet und deshalb sowie durch ihre altfränkische Grandezza mitunter die Heiterkeit der zahllosen Emigranten weckend, welche ihren Bruder, den „cher Papa" zu Koblenz umgaben. Pröpstin war zur Zeit der Aufhebung Maria Christina, Gräfin von Harrach-Rohrau; Dechantin Maria Josepha, Gräfin von Salm-Reifferscheidt; Scho-

lasterin Maria Josepha, Gräfin von Hatzfeld-Gleichen; Küsterin Eleonora, Gräfin von Auersberg. Das Kanonicalcapitel bildete den zweiten Stand des Fürstenthums, drei Freiherren den dritten. Der Erbämter gab es vier, der Marschall (von Dobbe), der Drost (von Schell), der Schenk (von Dungelen), der Kämmerer (von Schirp); auch fehlte für das Häuflein von 14,000 Unterthanen nicht der ganze Apparat eines Verwaltungswesens, eine hochfürstliche Regierung, ein hohes weltliches Gericht u. s. w. Nach dem Reichsdeputationshauptschluß vom 3. Aug. 1803 ging Essen an die Krone Preußen über. Von 1806—13 dem Großherzogthum Berg einverleibt, seitdem wieder preußisch, ist es jetzt der Sitz eines Bergamts; in der Abtei ist das Local des königlichen Kreisgerichts.

Die nächste Station ist Berge-Borbeck, einst ein Lustschloß der Fürst-Aebtissin von Essen, jetzt ein Rittergut, das einen Theil seines Areals zu den großen Hohöfenanlagen des „Phönix" hergegeben hat, an denen die Schienenstraße sich unmittelbar entlangzieht. Linksab von hier führt eine Straße nach dem nahen Mülheim an der Ruhr, das in anmuthiger, dichtbevölkerter Landschaft neben dem von einer schönen Kettenbrücke überspannten Fluß liegt, über ihm auf der Höhe die alte Herrschaft Broich — lebhaft, verkehrreich, fabrikthätig und industriös, wie sie das alle sind, diese Städte des Ruhr- und Lippelandes. Die Eisenbahn aber führt uns weiter nach Oberhausen, mitten in eine Landschaft, welche eine Staffage von nordamerikanischem Gepräge hat: wir befinden uns in ödester Sandgegend, die kaum dürftigen Fichtenaufschlag nährt, in einer wahren Urhaide; und mitten in ihr erblicken wir die Schöpfungen des modernsten Culturlebens, eben aus dem Boden gestiegene Stationsgebäude, Häuser, Hôtels, Fabriketablissements, und ehe viel Zeit verfließt, wird mit amerikanischer Schnelligkeit eine Stadt aus diesen Sandhügeln aufwachsen, das verbürgt der Knoten der Bahnlinien, der hier

sich schürzt. Linkshin nämlich zieht der Schienenstrang der Köln-Mindener Bahn nach Duisburg, in gerader Linie vor uns fort der nach Ruhrort, rechtsab wirft sich der nach Wesel, Emmerich, Arnheim, Amsterdam; eine neue Linie nach Mühlheim an der Ruhr wird gebaut; von Mühlheim wird sie in zwei Abzweigungen links nach Essen, Steele, Bochum, Witten ziehen, rechts das Ruhrthal hinauflaufen. Bald nachdem wir Oberhausen verlassen, donnern die Bogen der zinkbedeckten Ruhrbrücke unter unsern Waggons, und wir gelangen nach Duisburg, das etwa fünf Minuten weit vom Stationsgebäude rechtsab liegen bleibt — eine alte Reichsstadt, früher schon, als die Mündung der Ruhr beherrschend, von Bedeutung und im 12. und 13. Jahrhundert ein Hauptthandelsplatz am Niederrhein. Im 14. Jahrhundert verlor Duisburg seine Reichsfreiheit und wurde klevische Landstadt; in den Jahren von 1655 — 1819 war es klevische Landesuniversität. Obwol es sich durch Handelsthätigkeit und Industrie von dem Aufschwung der Neuzeit nicht ausschließt, hat es doch viel an das mächtig emporblühende, den Kohlenhandel Westfalens mit dem Rheinlande zum größten Theil vermittelnde Ruhrort, diese Schöpfung der Gegenwart verloren, das mit seinem ausgezeichneten Rheinhafen, seinen Werften und seinen Docks es an Wichtigkeit für Schiffahrt, Spedition und Verkehr jetzt bereits überflügelt.

Die nächste Station ist Calcum; in der Nähe liegt das Schloß des Grafen Edmund von Hatzfeld-Wildenburg-Weißweiler, der bekannt geworden ist durch die Rolle, welche er in einigen causes célèbres der vierziger Jahre spielte; wie denn das alte und große Geschlecht der von Hatzfeld der politischen wie der Sittengeschichte pikanten Stoff zu liefern immer ziemlich beflissen gewesen ist. Im Mittelalter hießen sie Hapesfeld oder Haitzfeld, ihr Stammschloß lag in dem hessischen Landgericht Battenberg; in 14. Jahrhundert waren sie schon so

mächtig, daß sie eine Reihe von Fehden mit den hessischen Landgrafen führen konnten. Zu hohen Ehren gelangte das Geschlecht dann im 17. Jahrhundert durch Franz von Hatzfeld, der 1633 Fürstbischof von Würzburg wurde, und durch dessen Bruder Melchior, den kaiserlichen Feldherrn im Dreißigjährigen Kriege, der mit seinen Brüdern in des Heiligen Römischen Reichs Grafenstand erhoben und mit der großen Herrschaft Trachenberg in Schlesien beliehen wurde. Merkwürdig, zwar nicht für die politische, noch auch für die Sittengeschichte, desto mehr jedoch für die der „ars obstetritica" wurde auch des kaiserlichen Generallieutenants Muhme Maria von Hatzfeld, von der die „Limburger Chronik" erzählt: „dergleichen Fall hat sich zugetragen nehst vor wenig Jahren, daß die noch jetzt lebbent Frauwe zum Hirschhorn genannt, geborn aber von Hatzfeldt, schwanger, da der Edler ihr Herr vom Hirschhorn verstorben, und baldt darnach geberet eine Dochter, dardurch alle Lehnstücken verfallen geachtet wurden, Sye aber über wenig Monat, und ohne lange Zeit, nemlich 9 Wochen wieder geborn einen Sohn, damidt etiam physicorum testimonio die Lehnstück erhalten." Dieser, neun Wochen nach der Zwillingsschwester geborene Sohn Ludwig von Hirschhorn wurde in der That vom Reichskammergericht zu Speier als rechtmäßig anerkannt. — Bekannt ist die glänzende Rolle, welche eine Tochter des Hauses, die schöne und geistreiche Sophie von Hatzfeld, vermählt mit dem mainzischen Feldmarschallieutenant Erniture de Coudenhoven, am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte — jene allmächtige Freundin des letzten Kurfürsten Friedrich Karl von Mainz, von der die zeitgenössischen Quellen so manchen Zug aufbewahren. Der geistliche Herr, der Erbauer des schöngelegenen Lustschlosses Favorite bei Mainz, fragte eines Tages an der Tafel einen französischen Emigranten: „Avez-vous vu ma Favorite?" — „Monseigneur, j'ai soupé hier avec elle", antwortete der naive Fremdling. —

Ein Bruder der Coudenhoven war der Graf Franz Ludwig von Hatzfeld, der als kurmainzischer Generalmajor die Truppen seines Landesherrn befehligte, welche an dem unglücklichen Executionszuge der Reichsarmee wider die lüttichischen Patrioten theilnahmen. Er trat dann in preußische Dienste über und 1803 als Besitzer von Trachenberg von König Friedrich Wilhelm III. in den Fürstenstand erhoben, wurde er 1806 zum Gouverneur von Berlin ernannt. Seine Proclamation nach der Schlacht von Jena, jenes „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", ist ein vielausgebeutetes Schlagwort geworden. Seine Gemahlin war die jüngste Tochter des Grafen und Staatsministers von der Schulenburg-Kähnert, jene Fürstin Hatzfeld, deren Geistesgegenwart ihrem Manne das Leben rettete. Wegen einer von den Franzosen aufgefangenen Correspondenz des Gouverneurs von Berlin mit dem Fürsten von Hohenlohe war derselbe vor ein Kriegsgericht gestellt worden; um seine Begnadigung zu erhalten, warf sich die Fürstin Napoleon zu Füßen; dieser reichte ihr den aufgefangenen Unglücksbrief zum Lesen hin. Die Fürstin zerknitterte in ihrer Aufregung den Brief in ihren Händen und warf ihn dann plötzlich in die nahe lodernde Kaminflamme, die das Corpus delicti verzehrte und damit dem Urtheilsspruch seine Grundlage entzog.

So zeigen sich uns beim ersten und oberflächlichsten Blick auf die Geschichte dieser Familie die Hatzfeld mit einer Reihe von großen Episoden der Vergangenheit verflochten, in große mittelalterliche Fehden, in den Dreißigjährigen Krieg, die Revolutionszeit, die Napoleonische Herrschaft — bei dem ersten Adelsgeschlecht, welches uns jenseit der westfälischen Grenze aufstößt, ist dies der Fall, während wir innerhalb dieser Grenzen, obwol zahlreiche Adelssitze uns zur Rechten und Linken liegen blieben, nirgendwo den Namen eines Geschlechts zu erwähnen fanden, das über die engen Heimatgrenzen hinaus sich einen geschichtlichen Namen zu machen gewußt hätte. Und

hätten wir hier den Raum zu solchen Abschweifungen, so würde sich das sofort wiederholen, wenn wir etwas weiter auf unserer Fahrt in die Nähe des Stammschlosses der Nesselrode (Haus Nesselrad bei Leichlingen) gelangen!

Wir nähern uns Düsseldorf. An Pempelfort vorüber, dem Landsitze Jacobi's, unter dessen hohen Ulmen einst Goethe, Hamann, die Fürstin Galyzin und so zahlreiche andere Denker- oder Dichtergeister sich ergingen; an einer grünen Gartenwelt entlang, aus der die weißen Pavillons des „Jägerhofs", jetzt Residenz des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, hervorschimmern, rollen wir in den Bahnhof ein und befinden uns in der Hauptstadt des bergischen Landes, die heute freilich keine Haupt- und Residenzstadt mehr ist, aber volkreicher, belebter, aufschwungfreudiger, als sie je unter ihren alten pfälzischen Herrschern gewesen. Noch wird das Andenken an diese durch ihre zahlreichen Schöpfungen erhalten, durch Karl Theodor's Bauten, die „Karlstadt" mit ihren breiten Alleen, die großen Reiterkasernen, durch das alte winkelige Schloß, welches zuletzt den rheinischen Provinzialständen zum Local diente und worin Herzogin Jakobe von Baden nach dem Volksglauben nächtlich umgeht, durch die bronzene Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Marktplatze, die Schöpfung des Ritters Grupello, am meisten jedoch durch Wesen und Charakter der Einwohner, die noch heute die frühere Mischung mit dem leichtflüssigen Blute und dem beweglichen Sinn des pfälzischen Naturells verrathen. Schon Joseph Gregor Lang in seiner einst vielgelesenen „Reise auf dem Rhein" glaubte sich in der düsseldorfer Gesellschaft ganz in die obere Pfalz versetzt. Düsseldorf verdankt ja auch seine Existenz als größere Stadt den letzten Jahrhunderten, in welchen es Sitz einer Linie des pfälzischen Hauses war; im 14. Jahrhundert war es noch ein Ort, nicht bedeutender als der Bach, nach dem es seinen Namen erhielt. Doch hatte es am Ende des vorigen

Jahrhunderts noch kaum 9000 Einwohner, zu einer Bevölkerung von über 30,000 Einwohnern ist es erst unter dem preußischen Scepter aufgestiegen.

Eine Beschreibung Düsseldorfs dürfen wir hier, auf den Schlußblättern unsers Büchleins, nicht mehr unternehmen. In der That erfodert es einen ganzen Band, wenn alledem, was sich in solch einer größern Stadt an merkwürdigen Ereignissen, denkwürdigen Charakteren, ergreifenden persönlichen Schicksalen, an Kunstwerken und Denkmalen der Vergangenheit zusammenhäuft, eine Schilderung nur irgend gerecht werden will. Für Düsseldorf würden sein Hof- und Fürstenleben, seine Belagerungen, unter denen das verheerende Bombardement durch die Franzosen in der Schreckensnacht des 8. Oct. 1794, sein Murat'sches Großherzogthum, seine Akademie mit der Charakteristik ihrer Koryphäen, von Langer, Cornelius, Schadow bis auf die heute blühenden Künstler Lessing, Adolf Schrödter, Achenbach, Sohn, Köhler, Leutze u. s. w., seine berühmten literarischen Namen: Jacobi, Immermann, Schukowski, Heine, seine musikalischen Feste und seine Tonkünstler, seine Kunstschätze in der Galerie der Akademie, in der städtischen Sammlung, in den Ateliers, in der Permanenten Schulte'schen Ausstellung, seine Umgebungen, der Hofgarten mit dem Lustschloß Jägerhof, die nahe Rettungsanstalt des Grafen von der Recke-Volmarstein in dem ehemaligen Trappistenkloster Düsselthal u. s. w., einen überreichen Stoff bieten. Wir erwähnen deshalb nur einer Episode aus allem Diesem, einer Geschichte, die zu Dem, was wir zuerst in der Reihe anführten, zum Hof- und Fürstenleben der Vorzeit gehört.

Die sieben Kirchen Düsseldorfs sind nicht von großer architektonischer Bedeutung, wenn man solche nicht etwa der schmuckreichen Jesuitenkirche zugestehen will; die alte Collegiatkirche zum heiligen Lambertus ist sehenswerth wegen der Grabdenkmale des Kurfürsten Johann Wilhelm und seiner zweiten

Gemahlin. Ebendaselbst, in der alten Gruft der bergischen Herzoge, ruhen aber jetzt auch die Gebeine der unglücklichen Jakobe von Baden, und von ihr wollten wir erzählen.

Die Markgräfin Jakobe von Baden war am 16. Jan 1558 als älteste Tochter Philipp's von Baden-Baden und der bairischen Prinzessin Mechtilde geboren. Im frühesten Lebensalter verwaist, wurde sie am bairischen Hofe erzogen, wo sie den Grafen Hans Philipp von Manderscheid sah und bald mit aller Leidenschaft ihres jungen aber heißen Herzens liebte. Philipp von Manderscheid, aus dem alten Grafengeschlecht der Eifel, war ein Herr, der sich eine verwaiste badische Markgrafentochter zu freien immerhin wagen durfte, und so schlossen denn in bester Zuversicht die beiden Liebenden einen Bund für das Leben, zu dessen Bekräftigung sie feierlich das Sacrament nahmen; doch gedachten sie freilich fürs erste ihr Verlöbniß streng geheimzuhalten und beschränkten deshalb ihren Verkehr häufig auf Briefwechsel; selbst dem Vetter Jakobe's, dem Herzog Ferdinand von Baiern, wagten sie nicht sich anzuvertrauen, obwol er selbst seiner Neigung so nachgegangen war, daß er sich eines Rentschreibers zu München Töchterlein gefreit hatte. Das Verhältniß ward jedoch am Hofe ruchbar; Jakobe hatte wegen desselben Vorwürfe und Kummer zu erdulden, und in trüber Lebenslage schwanden dem verwaisten Mädchen die Jahre der Jugend, bis sie 27 zählte. Fürstliche Brautwerber waren nicht ausgeblieben; Jakobe war es gelungen, sich ihnen zu entziehen; aber leider diente all diese Treue und Standhaftigkeit nur dazu, sie als Opfer des schlimmsten Verhältnisses aufzusparen, welches ihr werden konnte: man führte ihr einen jungen dreiundzwanzigjährigen, von der Natur mishandelten, an stillem Wahnsinn schon damals leidenden Prinzen, Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg zu, den einzigen Sprossen eines großen Hauses, dem man Nachkommenschaft sichern wollte, damit seine Besitzungen nicht an pro-

testantische Seitenverwandte fallen. Der Prinz widerstrebte selbst dieser Verbindung; Jakobe weinte und flehte; aber die katholische Politik wußte den Widerstand eines verzweifelnden jungen Mädchens zu brechen, und der Graf von Manderscheid wurde auf Reisen nach Frankreich geschickt. Er strömte seinen Schmerz in einem rührenden Abschiedsgedichte aus, und als er die Nachricht von seiner Geliebten feierlicher Verlobung mit dem bergischen Prinzen erhielt, fiel er in Raserei und starb darin.

In Düsseldorf wurde der Einzug der fürstlichen Braut mit achttägigen Festlichkeiten und unerhörtem Aufwand, mit Prunkturnieren und Mummereien und allegorischen Feuerwerken gefeiert. Magister Dietrich Graminäus hat über all die plumpe Grazie dieses Pomps einen dicken Folioband geschrieben und zu Köln Anno domini 1587 ans Licht edirt.

In Jakobe von Baden aber wurde die Mishandlung, die sie erlitten, der Anstoß zu jener Charakterentwickelung, welche die Geschichte von tausend leidenschaftlichen, in ihren besten Gefühlen gekränkten Frauenherzen gewesen ist. Man hatte keine Rücksichten auf sie genommen; auch sie warf die Rücksichten ab. Früher war sie lebenslustig und leichten Sinnes gewesen, jetzt wurde sie leichtsinnig und ausschweifend. Doch kann man, ohne ungerecht zu sein, nicht ihr die Schuld beimessen, daß ihre Ehe eine skandalöse, ganz heillose wurde; eine Menge Umstände wirkten dazu mit. Wie eine Ironie des Schicksals kam hinzu, daß diese Ehe unfruchtbar blieb. Der Herzog wurde immer wahnsinniger, er wurde seiner Umgebung zum Ziele des Muthwillens; bei Hofe herrschte die bitterste Noth, Jakobe mußte zuweilen bei Bürgern kleine Anleihen von 3 — 10 Thalern machen; die Pagen gingen in zerrissenen Hosen voll Ungeziefer einher — unterdeß lebte der Hofmarschall Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, in fürstlichem Prunke, und Kanzler und Räthe, die das Land

regierten, schwelgten im Ueberfluß. Es war natürlich, daß Jakobe sich die Zügel der Herrschaft zu sichern suchte; sie strebte mit aller Macht danach, und es gelang ihr auch, eine gewisse Selbständigkeit inmitten der Parteien, der katholischen und protestantischen, zu behaupten, welche, wie nicht ausbleiben konnte, sich um den blödsinnigen Fürsten in die Haare geriethen. Sie kam jedenfalls äußerlich in eine bessere Lage und erhielt auch Einfluß auf die Landesverwesung; man hätte ihr sonst nicht den Vorwurf machen können, daß sie diese schlecht geführt, daß sie mit ihren Buhlen, einem Herrn von Ansterradt und einem von Hall, Gelage und allerlei anstößige Kurzweil angestellt habe, mit ihnen auf dem Lande in Lust- und adeligen Häusern umhergezogen sei, Komödianten angeworben und mit den verliederlichten Hofjunkern und Hoffräulein die Landeseinkünfte verschwelgt habe. Diese Liebeshändel, denen sich die Herzogin hingab, gefielen keiner jener sich reibenden Parteien. Ihr ärgerlicher Lebenswandel und ihr Ringen nach der Gewalt machte sie doppelt lästig; man fühlte vielleicht auch aufrichtig Mitleid mit dem wahnsinnigen Herzog, der Nothdurft an Holz, Kleidung, Speise und Trank gelitten haben soll, der Wein bekam, den er „wegen Unreinigkeit zwei mal durch ein Tuch seihen" mußte, und der von Jakobe in empörender Weise gehänselt wurde. Deshalb wurde endlich der Versuch gemacht, die Fürstin, welche so gezwungen gekommen, wieder aus dem Lande fortzuschaffen. Man machte ihr Anträge zur Ehescheidung. Man stellte ihr frei, protestantisch zu werden und sich wieder zu vermählen. Aber Jakobe war weit entfernt von dem Gedanken, jetzt zu gehen und ihren Feinden das Schlachtfeld zu räumen.

Unter diesen Letztern war die jüngste Schwester Johann Wilhelm's, die Prinzessin Sibylle — eine Dame, welche, scheint es, alle Schwächen eines unliebenswürdigen Frauencharakters in sich vereinigte; es bedurfte deshalb nicht der muthwilligen

Späße, welche Jakobe sich wider sie erlaubt hatte, um Haß und Rachsucht in dieser Schwägerin aufzustacheln. Sie ruhte nicht, bis sie sich durch ihre Späher und eigene unermüdliche Beobachtung der Herzogin Jakobe Beweise für deren ehebrecherische Verhältnisse, insbesondere mit ihrem Kämmerling Dietrich von Hall verschafft hatte. Das Aergerniß wuchs, als man im Jahre 1591 ein neugeborenes todtes Kind beim Schlosse fand. Hall wurde ausgewiesen, Jakobe beabsichtigte nun, ihm nach Italien nachzureisen, und hatte bereits Auftrag gegeben, dort für sie nach verkäuflichen Gütern zu forschen. Aber man scheint jetzt schon den Plan, sie gewaltsam aus der Welt zu schaffen, gefaßt und festgehalten zu haben, um sich an ihr zu rächen. Der Hofmarschall Schenkern machte dem Leibarzt der Herzogin Versprechungen, wenn er sie durch Gift aus dem Wege räume. Als der Arzt dies mit Unwillen verwarf, ging man, vor Verrath besorgt, zu andern Schritten über. Man veranlaßte die Herzogin, die Stände einzuberufen. Diese, vorher bearbeitet, verlangten des Herzogs Freilassung, und als Jakobe entgegnete, er sei zu blödsinnig dazu, begab sich die Ritterschaft mit Schenkern an der Spitze ins Schloß, untersuchte die Lage des mishandelten Fürsten und versiegelte die Papiere der Herzogin. Man verhaftete ihre Umgebung, man behandelte sie wie eine Gefangene in ihrem mit Soldaten besetzten Schlosse, und Sibylle setzte Anklagepunkte wider sie auf, deren nicht weniger als 91 aus der Feder der unversöhnlichen Feindin flossen.

Der Kaiser sandte nun zur Untersuchung zwei Commissare, während er die Regierung in den Händen der Kanzler, Räthe und des ruchlosen Hofmarschalls ließ; lange Hin- und Herverhandlungen vor dieser Commission und schriftliche vor dem Kaiser Rudolf II. selbst führten jedoch zu keinem Ziele; nur wurde Jakobe immer enger und strenger in Haft gehalten, man sperrte sie endlich in das Gemach, worin ihr rasender

Gemahl drei Jahre lang gesteckt hatte, hinter eiserne Thüren, und gab ihr sieben Schildwachen, welche stündlich abgelöst wurden. In Prag schien man entscheidende Schritte nicht politisch zu halten; vergebens warteten Jakobe's Freunde, daß kaiserliche Majestät sich erkläre, die Ehetrennung durch den Papst erwirke und der Herzogin der Wegzug zu ihren Verwandten erlaubt werde. Bei diesem Stande der Dinge legte sich Jakobe am 2. Sept. 1597 Abends gesund zu Bett und wurde am andern Morgen todt gefunden — der verbreitetsten Annahme nach erdrosselt, vielleicht auch vergiftet! Eine genaue Untersuchung fand nicht statt; die Herren Räthe der bergischen Regierung berichteten an den Kaiser unter dem 5. Sept. nur über der Herzogin „unversehenes, plötzliches Absterben". Nach der öffentlichen Stimme war der Hofmarschall Schenkern, Sibylle's Buhle, der Mörder Jakobe's.

Sie wurde am 10. Sept. still in ein Gewölbe unter der Kreuzkirche zu Düsseldorf beigesetzt, bis 1819 die preußische Regierung die Gebeine der unglücklichen Frau in die Fürstengruft der Lambertus-Stiftskirche übertragen ließ.

Der Herzog Johann Wilhelm fiel nach ihrem Tode noch in die Hände einer zweiten, nicht viel liebenswürdigern Gattin, die man ihm antraute, der Prinzessin Antoinette von Lothringen, welche jedoch mit ihrer klugen egoistischen Entschlossenheit die Gewalt an sich brachte und die Macht der Parteien wie der Schwägerin Sibylle brach. Als der Herzog endlich 1609 zu seinen Vätern versammelt wurde, entstand der große jülich-kleve-bergische Erbfolgestreit um seine Besitzungen. Die Hauptprätendenten waren der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Pfalzgraf Philipp von Pfalz-Neuburg, neben dem Hause Sachsen und Andern, die, wie die Grafen von der Mark oder Aremberg, Ansprüche auf einzelne Landestheile machten. Jene beiden ersten Erbnehmer einten sich zu friedlich gemeinsamer Besetzung und Verwaltung

der erledigten Lande; im Jahre 1613 jedoch kam es bei einem Banket zwischen den beiden Herren zu einem Wortwechsel, worin der Kurfürst von Brandenburg dem Pfalzgrafen die weltgeschichtlich gewordene Ohrfeige gab, die den Pfalzgrafen bewog, katholisch zu werden und zur kaiserlichen Partei überzutreten. Im Jahre 1624 verglich man sich sodann dahin, daß Brandenburg Kleve, die Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg aber Jülich und Berg erhalten solle. Zwar störte der Dreißigjährige Krieg diesen Frieden vielfach, jedoch in einem endlichen Erbvergleich, den der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1666 mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm abschloß, kam man auf jene Grundlage des ersten Abkommens zurück. Der Streit entbrannte im vorigen Jahrhundert von neuem, da die Linie Pfalz-Neuburg in dem Kurfürsten Johann Wilhelm, dem Stifter der düsseldorfer Galerie, 1742 ohne Nachkommen erlosch. Es war zur Zeit der Regierung Friedrich's des Großen; dieser verzichtete jedoch darauf, Brandenburgs Ansprüche auf Jülich und Berg durchzusetzen, weil er die Augen auf das viel wichtigere Schlesien geworfen hatte und für räthlich halten mochte, nicht zu viel zu gleicher Zeit erreichen zu wollen. So ließ er Jülich und Berg, auf welches Brandenburg unstreitig die begründetsten Rechte hatte, sich entgehen und nahm Schlesien, auf welches er keine Rechte hatte. Pfalzgraf Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach erhielt nun die Belehnung, jener Kurfürst Karl Theodor, der später die gesammten Lande des wittelsbachischen und pfälzischen Hauses vereinigte und seine Residenz von Düsseldorf nach Manheim, dann nach München verlegte. Das Herzogthum Berg blieb nun bei Baiern, ward 1803 vom König Maximilian Joseph von Baiern an den Herzog Wilhelm aus dem Hause Pfalz-Birkenfeld-Gelnhausen übertragen; diesem nahm es im Februar 1806 der Kaiser der Franzosen, um es an demselben Tage an Joachim Murat abzutreten, welcher sein

„Großherzogthum Berg" mit bedeutenden Stücken Westfalens abrundete, sodaß es bis zu 315 Quadratmeilen anwuchs; als er später das Königreich Neapel erhielt, trat Murat Berg wieder an Napoleon ab, der es dem ältesten Bruder des jetzt-regierenden Kaisers der Franzosen schenkte. Bevor dieser neue Landesherr jedoch großjährig wurde, endete Berg den Walzertanz seines Herrscherwechsels durch die Bestimmung des Wiener Congresses, der es 1814 Preußen einverleibte.

Die Zustände der Akademie in Düsseldorf fand Preußen in traurigster Zerrüttung vor. Der pfälzische Kurfürst Johann Wilhelm hatte im Jahre 1690 die Galerie angelegt, für welche 1710 das noch jetzt zu ihrer Aufbewahrung dienende Gebäude errichtet wurde, das auch die akademischen Hörsäle und die Bibliothek umfaßt; Karl Theodor hatte dann 1767, unter Beirath des Historienmalers Lambert Krahe, die Akademie gestiftet, für welche Winckelmann aus Rom die wichtigsten Gipsabgüsse sandte. Krahe und nach ihm Langer leiteten mit Eifer und Erfolg die Anstalt. Als aber Düsseldorf von Baiern aus regiert wurde und 1805 eine Besetzung der bergischen Lande durch die Franzosen drohte, ließ König Maximilian Joseph die ganze Galerie, 358 Bilder — in Beziehung auf die niederländische Schule eine der bedeutendsten Sammlungen der Welt —, darunter 46 Rubens, nach München schaffen, um sie vor der Wegnahme zu schützen. Im Jahre darauf ward jedoch auch Langer nach München berufen und die düsseldorfer Galerie für immer mit der münchener verschmolzen. Nur die sehr bedeutende Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen blieb zurück. Die Anstalt zerfiel dann vollständig, und zur Zeit Joachim Murat's ertheilten nur noch drei Lehrer Unterricht, ohne mehr als drei Schüler zu haben. Eine neue Aera trat nun mit der preußischen Herrschaft ein, namentlich im Jahre 1819, als die Regierung Peter Cornelius aus Rom nach

Düsseldorf zur Wiederbelebung der Anstalt berief. Die Kosten der neuen Einrichtung bestritt der Staat. (Für die Unterhaltung dienen ältere bergische Fonds.) Cornelius kam 1821. Um ihn gruppirten sich seine Schüler Kaulbach, Götzenberger, Stilke, Stürmer, Hermann, Ernst Förster. Im Jahre 1824 wurde Cornelius nach München berufen und seinem Wirkungskreise in Düsseldorf entzogen. Seine namhaftesten Schüler folgten ihm; dafür aber brachte der neue Director, Wilhelm Schadow, der von Berlin hierherversetzt wurde, wieder mehrere seiner bedeutendsten Schüler mit: Lessing, Julius Hübner, Theodor Hildebrandt, Sohn. Schadow, ein mehr kritischer, bewußter als genial producirender Kopf, zeigte sich seiner Aufgabe, den obersten Leiter einer solchen Kunstanstalt zu machen, durchaus gewachsen, und diese Anerkennung wird ihm für immer gesichert bleiben, wenn man ihm auch einen Hauptheil der Schuld beimessen könnte, daß die Schule im Allgemeinen nicht die Kraft sinnlicher Gestaltung und Individualisirung erreicht habe wie z. B. die münchener, daß sie an einer lyrischen Subjectivität leide. — Während Schadow's Leitung der Akademie wurde die ihr gebliebene kostbare Sammlung von 14,300 Handzeichnungen und 23,500 Kupferstichen vermehrt durch die mehr als 300 Blätter zählende, für das Studium der christlichen Kunstgeschichte so wichtige Sammlung von Zeichnungen des Malers Ramboux aus Turin, Aquarellcopien nach Denkmalen und Musterwerken italienischer Malerei vom 4. Jahrhundert bis auf Michel Angelo.

Ueber den Geist, die Tendenz und die Leistungen der düsseldorfer Schule hat unsere Kunstkritik aufs erschöpfendste sich geäußert.*) Ueber eine frühere Epoche schrieb Immermann die schlagenden Worte: „Bei den Düsseldorfern vermißt man

*) Vergl. das ausführliche Werk Wolfgang Müller's über die düsseldorfer Künstler.

die geniale Sicherheit des à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten; es sind Versuche, schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur sich und sein Personelles auszudrücken, und der Scheu Fehler zu begehen. Diese Furcht vor gemalten kühnen dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug ihrer Schule. Weichlichkeit, stereotyper Schmerz und Brüten — diese sentimental-romantische Stimmung lag in der Zeit; die Poesie ging voran. Das Weiche, Ferne, musikalisch Contemplative, Subjective waltet vor anstatt des Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden. Es sieht übrigens aus dieser Zeit abermals ein Zopf heraus, nur ein vornehmerer, und poetischer zusammengeflochten als der alte puderige. Es fehlt die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt oder kurz abschneidet. Die eigene, selbständig gefundene Farbe fehlt den Düsseldorfern u. s. w."

Seit diese Worte geschrieben wurden, hat jedoch die Schule längst ihre lyrische Jugendzeit überwunden, sie ist männlich erstarkt, und dazu hat die oppositionelle Reibung, welche einer innerlichen Entzweiung folgte, viel beigetragen; die mehr realistische Richtung ist mit der idealistisch verschwommenen, christianisirenden, in einen Principienkampf gerathen und zwar sicherlich zu ihrem Heile!

Aus dem Bahnhofe von Düsseldorf bewegt sich der Zug in derselben Richtung zurück, in welcher er gekommen; bald indessen wird der Reisende überzeugt, daß dieser rückwärts gewendete Fortschritt hierzulande nichts Bedenkliches hat; die Locomotive greift mit erneuten Kräften nur desto frischer aus, um die nächste Station Benrath zu erreichen, in deren Nähe das ehemalige kurfürstlich pfälzische, jetzt königliche Lustschloß mit seinen weißen Mauern und Orangeriehäusern sichtbar wird. Die Stationen Opladen, in deren Nähe die Bahn den Wupperfluß kreuzt, und Langenfeld folgen; links auf der bewal-

deten, sanft anschwellenden Höhe zeigt sich das weithin sichtbare Bensberg mit seinem 1705 von den bergischen Herzogen erbauten großen Jagdschlosse, in welchem Goethe einst durch die Wandverzierungen von Weenix „über die Maßen entzückt ward", wie er im vierzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt, und das jetzt königliche Cadettenanstalt ist. Rechts wird der Rheinspiegel sichtbar, über ihm erhebt sich in voller Glorie am westlichen Abendhimmel der Riesenbau der kölner Kathedrale. Nur noch eine Station, Mühlheim am Rhein, hält einige Minuten lang den auf das Ziel gespannten Reisenden auf, dann nimmt das Dampfroß mit keuchendem Athemholen den letzten Anlauf und schleudert ihn in wenig Augenblicken schnaubend in den Bahnhof von Deutz.

Und während hier die Reihe der Waggons sich leert, bleibt uns nichts übrig als unsern Reisegefährten ein herzliches Vale! zuzurufen, auch auf die Gefahr hin, daß es unbeachtet verhallt im hastigen Durcheinander und Getümmel der sich drängenden, hinüber nach Köln eilenden Menschenflut.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

Das Moselthal

von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage.

Von Nikolaus Hocker.

Preis 10 Sgr.

Eine mit lebendiger Begeisterung und warmer Liebe verfaßte Schilderung des reizenden, leider zu wenig gekannten Mosellandes, die allen von Koblenz aus Trier, Nancy und Metz Besuchenden unentbehrlich ist, zugleich aber auch jedem für anmuthige poetische Schilderungen der Landschaft, Geschichte und Sage Deutschlands Empfänglichen die angenehmste Unterhaltung gewähren und gewiß Manche zur Wanderung durch das liebliche Moselthal veranlassen wird.

Der Rhein

von Mainz bis Köln.

Von Nikolaus Hocker.

Preis 10 Sgr.

Die lebhafte Anerkennung, welche dem „Moselthal" zutheil wurde, begrüßt auch schon dies neueste Werkchen Hocker's, weil es wie jenes mit gründlicher Sachkenntniß und in geschmackvoller Form abgefaßt ist.

Frauenleben.

Novellen und Erzählungen

von Louise von Gall.

Herausgegeben und eingeleitet von **Levin Schücking.**

Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen seiner unlängst verstorbenen Gattin **Louise von Gall**, die von ihr als die gelungensten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr selbst zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louise von Gall urtheilt unter Anderm der bekannte Literaturhistoriker Hillebrandt: „Sie besitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiste Eigenthümlichkeit und stellt sich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zusammen." Die vorliegende Sammlung ist nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bietet ein umfassendes Bild von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phase der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entsprechen. So werden nach und nach — wie Schücking in der Einleitung sagt — das junge Mädchen mit seinen idealen Träumen, seinem Phantasieleben und seinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künstlerin, die alte Jungfer u. s. w. gezeichnet. Besonders bildet die Sammlung sonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

(Romane von Levin Schücking.)

Ein Schloß am Meer.

Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Die Ritterbürtigen.

Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.

Eine dunkle That.

12. 1846. 2 Thlr.

Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.

Der Bauernfürst.

Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.

Die Königin der Nacht.

8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein Staatsgeheimniß.

Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.

Rudolf Gottschall, der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman" im 9. Bande der „Gegenwart", sagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich. Schücking's Werke nämlich spielen meistens in Westfalen, und wie wenig poesiereich, wie eintönig diese Provinz, ohne ausgezeichnete landschaftliche Schönheiten, mit ihren gewaltigen Eichenkämpen und zerstreuten Bauernhöfen auf den ersten Anblick auch erscheint: so weiß Schücking doch nicht blos dem landschaftlichen Hintergrund dichterische Reize abzugewinnen, sondern auch aus der festwurzelnden localen Sitte originelle Motive der Handlung herzuleiten. Schücking cultivirt sorgsam den Boden seiner dichterischen Pflanzungen; und so wächst und gedeiht Alles gleichsam mit treibender Naturnothwendigkeit."

Von der **Reise-Bibliothek** sind bereits folgende Bändchen erschienen:

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**

Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**

Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harze. Von **Heinrich Pröhle.**

Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker.**

Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**

Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Von **Aurelio Buddeus.**

Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**

Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**

Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**

Auf den Schlesischen Eisenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Von **Max Kurnik.**

Prag. Von **F. Gustav Kühne.**

